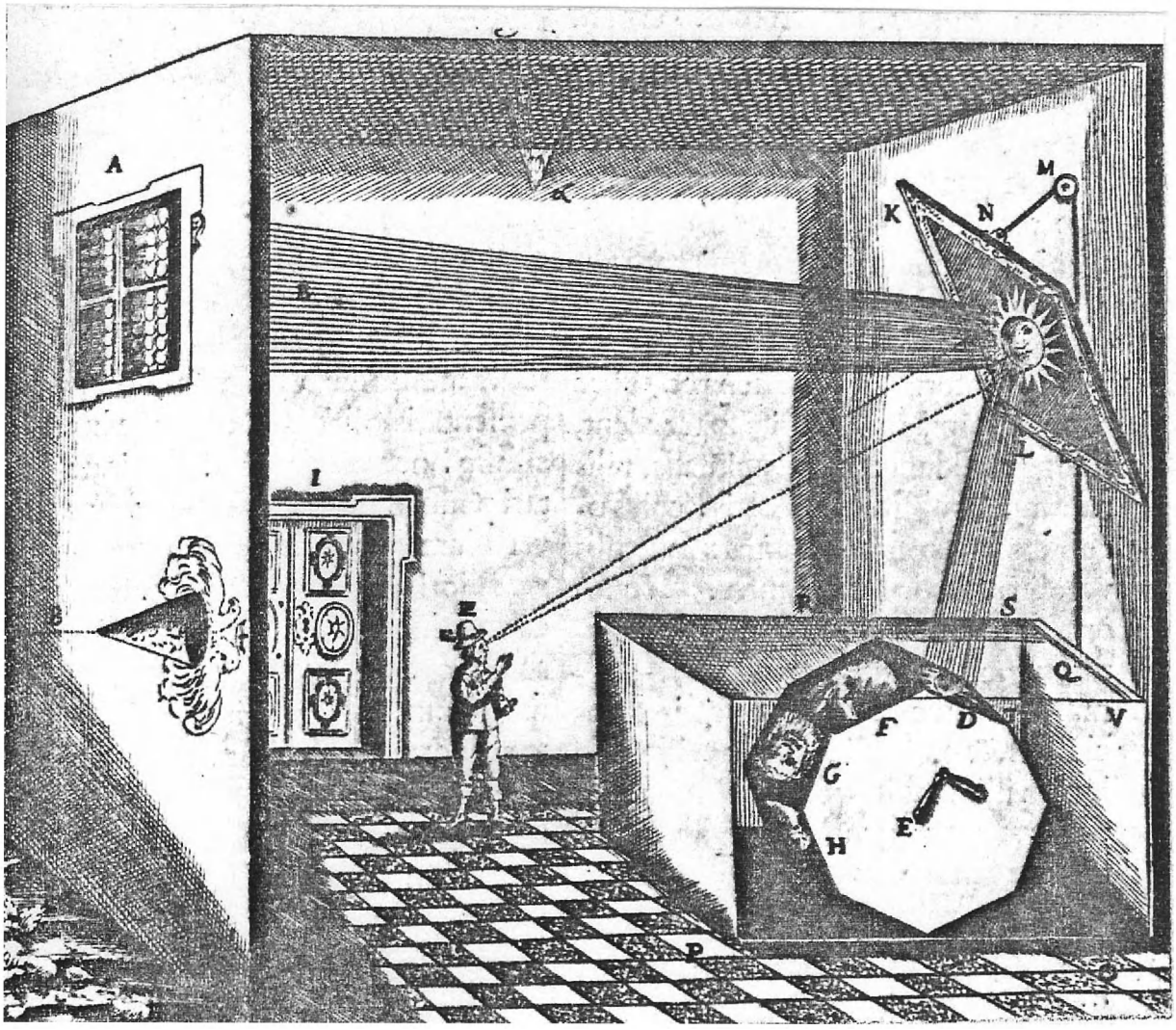
(2) WAS IST EINE METAPHER?



(2.1) Geschichte und Funktion - Von Aristoteles zu Nietzsche

Die Metapher, gebildet aus μετά und φέρειν, heißt in ihrem Wortursprung nichts anderes als »Übertragung«. Ihre erste Definition findet sich bei Aristoteles:

> Eine Metapher ist eine Übertragung eines Wortes (das somit in uneigentlicher Bedeutung verwendet wird), und zwar entweder von der Gattung auf die Art oder von der Art auf die Gattung, oder von der Art auf eine andere, oder nach den Regeln der Analogie. Von der Gattung auf die Art, darunter verstehe ich zum Beispiel »Mein Schiff steht still«, das Vor-Anker-Liegen ist nämlich eine Art Stillstehen. Von der Art auf die Gattung: »Wahrhaftig zehntausend gute Dinge hat Odysseus schon vollbracht«; zehntausend ist nämlich viel, und anstelle von »viel« wird das Wort hier verwendet. Von einer Art auf die andere, wie zum Beispiel »Mit dem Erz die Seele abschöpfend«, und »Abschneidend mit dem unverwüstlichen Erzgefäß«, denn hier nennt der Dichter das Abschöpfen ein »Abschneiden«, das Abschneiden hingegen ein »Abschöpfen«; beides sind Arten des Wegnehmens. Unter einer Analogie verstehe ich eine Beziehung, in der sich die zweite Größe zur ersten ähnich verhält wie die vierte zur dritten. Dann verwendet der Dichter statt der zweiten Größe die vierte und statt der vierten die zweite...«[1]

Aus heutiger Sicht ist diese Definition zu weit und zu eng zugleich. Sie ist zu weit, weil sie jede Form der sprachlichen Übertragung erfaßt. Schon die römische Rhetorik bildete eine differenziertere Unterteilung aus, in der sie verschiedene Tropustypen definierte. Die Metapher selbst ist für Cicero und Quintilian zum Beispiel die Kurzform eines Gleichnisses.[2]

Aristoteles' Metaphernformen 1 und 2 würden damit nicht unter diese Bestimmung fallen, vielmehr sind sie durch das gekennzeichnet, was man jetzt Synekdoche nennt. Die vierte Art, die analogische, ist auch in heutigem Verständnis eine Metapher, allerdings nur eine mögliche Ausprägung; die Gleichheit, die in der Metapher erscheint, kann entweder per Analogie oder durch Ähnlichkeit ausgezeichnet sein. Als Beispiel für die Analogie nennt Aristoteles selbst den Lebensabend als Metapher für Alter. Das Alter verhält sich zum Leben so wie der Abend zum Tag. Aufgrund einer vorausgesetzten Strukturanalogie der Alter-Leben- mit der Abend-Tag-Beziehung findet also eine diagonale Übertragung statt, die eine vierpolige Figur voraussetzt. Der weit häufigere Fall einer Metapher liegt dort vor, wo die Beziehung nur dreipolig ist, zwei Phänomene vermittels eines gemeinsamen Merkmals aufeinander bezogen werden. Die vierte Form ist zwar eine echte Metapher im starken Sinne des Begriffs, aber nur eine unter anderen, damit als Definition zu eng.

Die dritte Variante, die Aristoteles kennt, bleibt uneindeutig. Wird sie verstanden als eine doppelte Übertragung, zunächst von der Art auf die Gattung und dann von der Gattung auf eine andere ihrer Arten? Dies legt die Erklärung, daß »Ab-

---

[1] *Poet.* 1457b 7ff

[2] *»Similitudines est ad verbum unum contracta brevitas.« Cicero* (1986) 543 (•III, 157); *»In totum autem metaphora brevior est similitudo.« Quintilian* (1973ff) II, 220 (•VIII, 6,8)

schneiden« und »Abschöpfen« beides Arten des Wegnehmens seien, nahe. Dann wäre sie zusammengesetzt aus den Aristotelischen Formen 1 und 2. Oder geschieht die Übertragung von einer Art auf die andere nach einem anderen Prinzip, möglicherweise dem der Ähnlichkeit? Aristoteles läßt uns hier im dunkeln.[3]
An einer anderen Stelle ignoriert er aber seine eigene Vierteilung und bestimmt die Metapher mit Rekurs auf die ihr innewohnende Gleichheitsbeziehung.

> Es ist aber auch der Vergleich eine Metapher, denn der Unterschied zwischen beiden ist nur gering. Wenn man nämlich hinsichtlich des Achilleus sagt: »Wie ein Löwe stürzte er auf ihn«, so ist das ein Vergleich, sagt man aber: »Ein Löwe stürzte auf ihn«, dann ist das eine Metapher, weil beide nämlich tapfer sind, nannte man den Achilleus im übertragenen Sinne einen Löwen.[4]

Hier also beschreibt Aristoteles eine Ähnlichkeitsmetapher.
Nun ist das Verfahren, die Metapherndefinition des Aristoteles an einer sogenannten »heutigen« Sicht zu messen, zunächst nur provisorisch. Es unterstellt keineswegs eine teleologisch gewachsene Metaphernbestimmung, die heute erreicht wäre. Man könnte sogar entgegnen, die Definition der Metapher als eines Tropus unter anderen habe sich zwar seit der römischen Antike weitgehend durchgesetzt, allein schon seit dem 18. Jahrhundert ist auch eine Gegenbewegung feststellbar. »Metapher« wird wieder zum Oberbegriff für alle Übertragungstropen - und auch heute gibt es einige Autoren, die den Begriff in dieser allgemeinen Bedeutung benutzen. Die Frage des Begriffsumfangs muß später noch genauer diskutiert werden, vorerst soll aus Gründen des Kontrasts an der engeren Bestimmung von »Metapher« festgehalten werden. Durch sie zeigt sich erst die Uneinheitlichkeit und auch das Entwicklungspotential der Definition bei Aristoteles.
Ebenso soll vorerst unkritisch von Ähnlichkeit und zugrundeliegender Gleichheit die Rede sein, obwohl sich an der Frage, inwiefern sie für die Metapher überhaupt eine Rolle spielen, heute die Geister scheiden. Da die Tradition aber, soweit sie diese Frage angeschnitten hat, problemlos davon ausging, der Metapher sei eine bestimmte Gleichheit inhärent, die in ihr in verkürzter Form zum Ausdruck komme, kann dieser Sprachgebrauch vorläufig bestehen bleiben.
Daß die Metapher in der traditionellen Definition eine gewisse leicht faßliche Gleichheit ihrer beiden Pole voraussetzt, hat zwei Konsequenzen. Zum einen wird ihr damit eine rein ornamentale Funktion zugesprochen. Sie ist nur rhetorischer Schmuck einer Argumentation, die ihre Überzeugungskraft aus anderen Quellen bezieht. Daher wird zweitens in der Regel auch vor kühnen Metaphern gewarnt, Metaphern, in denen zwei weit entfernte Begriffe in einen Zusammenhang gebracht

---

[3] Das hat schon Nietzsche angemerkt: *"Streng genommen, bleibt nur diese vierte Art übrig κατὰ τὸ ἀνάλογον. Denn das Erste ist keine Metapher (das Ungenaue steht für das Genaue, nicht das Uneigentliche für das Eigentliche), die dritte Art ist nicht klar. Die zweite Art hat es nur mit engeren und weiteren Begriffssphären eines Wortes zu thun." Nietzsche* (1922) 317f
[4] *Rhet.* 1406b 20ff

werden. In kühnen Metaphern ist die Ähnlichkeit nur schwer zu entdecken, daher sprengen sie ihre legitime Funktion. Vor dem Surrealismus favorisierte sie dann auch nur eine literaturgeschichtliche Epoche: der Barock.

Für philosophische Argumentationen wurde die Metapher deshalb auch als störend empfunden. Das zeigt sich schon an Definitionen wie der Augustinischen, die sie als »Übertragung irgendeines Wortes von der passenden Sache auf die nicht passende«[5] auffaßte. Thomas von Aquin urteilt noch deutlicher: »Den tropischen Reden ist keine Beweisführung zu entnehmen.«[6]

Vollends suspekt war das uneigentliche Reden der Philosophie der frühen Neuzeit, die klare und deutliche Begriffe forderte. Vor dem Hintergrund einer am Ideal der Mathematik formulierten Methode konnte der metaphorische Ausdruck nur Täuschung bedeuten. Von den vier Arten des Sprachmißbrauchs, die Hobbes etwa aufzählt, ist eine die Benutzung der Wörter in übertragener Bedeutung.[7] Indes liegt ihr schwankender Sinn so offen zu Tage, daß sie weniger gefährlich sind als andere Formen unpräziser, von Leidenschaften diktierter Begriffsbildung.[8]

Am deutlichsten zeigt sich die philosophische Ablehnung der Metapher, bei der Rationalisten und Empiristen keineswegs geteilter Meinung sind, in John Lockes *»Essay Concerning Human Understanding«*:

> Da Witz und Einbildungskraft den Beifall der Welt leichter finden als trockene Wahrheit und wirkliches Wissen, werden *figürliches Reden* und Anspielungen in der Sprache schwerlich als eine *Unvollkommenheit* oder als *Mißbrauch* der Sprache angesehen werden. Ich gestehe, daß in Reden, worin wir eher Lust und Vergnügen suchen als Belehrung und Besserung, diejenigen sprachlichen Ornamente, die von diesen entlehnt sind, kaum als Fehler gelten können. Wenn wir indessen von den Dingen, wie sie sind, reden wollen, müssen wir einräumen, daß die gesamte Kunst der Rhetorik, außer Ordnung und Klarheit, die gesamte künstliche und figürliche Anwendung von Worten, wie sie von der Beredsamkeit erfunden worden ist, zu nichts taugt als falsche Vorstellungen einzuschmuggeln, Leidenschaften zu erregen und dadurch das Urteil irrezuleiten und derart in der Tat vollkommener Betrug sind; und deswegen sind sie gewiß, so löblich oder erlaubt die Redekunst sie auch in feierlichen Ansprachen und Volksreden machen mag, in allen Reden, die zu belehren oder zu unterrichten bestimmt sind, gänzlich zu meiden und können, wo es um Wahrheit und Wissen geht, nur als großer Fehler, sei es der Sprache oder dessen, der Gebrauch von ihr macht, gedacht werden.[9]

Neben dieser *ornamentalen* Auffassung der Metapher, die ihr einen beschränkten Wirkungsraum zuweist, sie ansonsten aber mißtrauisch beäugt, kommt allenfalls noch eine *pädagogische* zur Geltung. So wenn Gellert beispielsweise schreibt, daß es durchaus angehe, »dem, der nicht viel Verstand besitzt die Wahrheit durch ein

---

[5] *De mendacio* 10

[6] *Expos. super Boeth. de Trin.*, prooem. q.2, a. 3 ad 5

[7] *Hobbes* (1983) 257

[8] *Hobbes* (1983) 32, s.a. *Elements of Law* I.5.7: *Hobbes* (1983) 52f.

[9] *Locke* (1975) 508 (=III, X, §34); die Übersetzung folgt weitgehend der von W. Hammacher, zit.n. *Haverkamp* (1983) 416

Bild zu sagen.«[10] Ganz wie schon von jeher Bilder buchstäblich die Bücher der geistig Armen sein sollten. Dementsprechend ruft Diderot sich denn auch zur Ordnung: »Aber ich lasse diese Bildersprache sein, die ich höchstens anwenden würde, um den flatterhaften Geist eines Kindes zu ergötzen und zu fesseln, und komme wieder zum Ton der Philosophie, für die immer Gründe und nicht Vergleiche notwendig sind.«[11]

All diese eher negativen Einschätzungen vertragen sich indes -und das ist schon öfter bemerkt worden- durchaus mit einer reichhaltigen Metaphorik auch in den philosophischen Texten jener Autoren, die sie theoretisch verdammen.

Aber schon im Jahrhundert Gellerts und Diderots kann man die ersten Anzeichen für eine langsame Aufwertung der Metapher beobachten. Giambattista Vico in seiner *»Scienza Nuova«* und Jean-Jacques Rousseau im *»Essai sur l'origine des langues«* erkennen ihr erstmals eine produktive Kraft zu. Saint-Preux läßt in der *»Nouvelle Héloïse«* seine Julie wissen, daß Metaphern und Sprachbilder geradezu notwendig seien, um sich verständlich zu machen; ohne sie könnten nur Mathematiker und Toren reden.[12] Immerhin: Mathematiker können es. Und mit dem Ideal einer exakten Wissenschaftssprache wird auch überhaupt nicht gebrochen. Vielmehr liegt das Unumgängliche des Bildhaften in der Genese der menschlichen Sprache:

> Wie die ersten Motive, die den Menschen zum Sprechen brachten, Leidenschaften waren, so waren seine ersten Ausdrücke bildlicher Art (*ses premières expressions furent des Tropes*). Die bildliche Sprache mußte zuerst entstehen, der eigentliche Sinn später gefunden werden. Man nannte die Dinge nicht bei ihrem wirklichen Namen, so, als ob man sie in ihrer wirklichen Form sähe. Zuerst sprach man nur in poetischen Bildern; erst sehr viel später begann man, darüber nachzudenken. (...)
> Da das durch die Brille der Leidenschaft erblickte trügerische Bild sich als erstes zeigte, wurde auch diejenige Sprache, die dieses Bild wiedergab, zuerst erfunden. Später, wenn ein erwachter Geist, seinen ersten Irrtum erkennend, derlei Ausdrücke nur noch bei den Leidenschaften anwendet, denen sie ihre Entstehung danken, wird sie metaphorisch.[13]

---

[10] Gellert, *Sämtliche Fabeln und Erzählungen* (1965) 55, zit. n. *Weinrich* (1980) 1180

[11] »Brief über die Taubstummen«, *Diderot* (1984a) I,48

[12] *Rousseau* (1988) II,16, S. 247

[13] *Rousseau* (1989) 105f. Ganz ähnlich schon Vico: *"Aus all dem ist bewiesen, daß alle Sprachbilder (Tropen, die alle sich auf die genannten vier* (Metapher, Metonymie, Synekdoche und Ironie, rz.) *zurückführen lassen) nicht, wie man bisher geglaubt hat, geistreiche Erfindungen der Schriftsteller gewesen sind, sondern Ausdrucksarten, die für die ersten poetischen Völker Bedürfnis waren, und daß sie ursprünglich ihre eigentümliche Bedeutung ganz besaßen. Als aber bei wachsender Aufklärung des Menschengeistes sich Worte fanden, die abstrakte Formen bedeuten, oder Gattungsbegriffe, die ihre Arten einbegreifen oder die Teile mit dem Ganzen verbinden, da wurden die Ausdrucksweisen der ersten Völker zu Übertragungen; und hier beginnen zwei allgemein verbreitete Irrtümer der Grammatiker in sich zusammenzufallen: daß die prosaische Sprache die eigentliche, die der Dichter die uneigentliche sei; und daß man zuerst in Prosa, und dann in Versen gesprochen habe." Vico* (1965) 174f. Vicos gesamte Konzeption der poetischen Logik beruht auf dem Bild- und Übertragungscharakter der ursprünglichen

Metaphern sind für Rousseau also das Uneigentliche des Uneigentlichen, Restposten der universalen Bildhaftigkeit in einer zur Rationalität erwachten Sprache. Rousseau ist sich mit Hobbes, Locke und auch Voltaire ganz einig, daß bildliches Sprechen ein Produkt der Leidenschaften ist. Anders aber als seinen Vorgängern erscheint ihm das nicht nur als legitim, sondern auch entwicklungsgeschichtlich notwendig. Er stellt eine unveränderte Diagnose, versieht ihre Bewertung jedoch mit positiven Vorzeichen. Dieser Sinneswandel kommt übrigens nicht von ungefähr, denn das 18. Jahrhundert ist eine Epoche, in der die Affekte eine historisch einmalige Aufwertung erfahren. Zuvor immer mißtrauisch beäugt und auch dort, wo sie als individuell unvermeidliche Triebkräfte anerkannt waren, immer als störend betrachtet, werden Leidenschaften nun erstmals nicht nur gesellschaftsfähig, sondern auch als produktive Kräfte menschlicher Entwicklung angesehen. »Die Menschen brauchen Leidenschaften.« heißt es bei Helvétius ebenso überschwenglich wie kategorisch.[14] Und dem stimmen -wenn auch mit je verschiedenem Nachdruck und vielfältigen Nuancierungen- Autoren wie Fontenelle und Mandeville, Diderot und Vico, die schottische moral-sense-Philosophie und der französische mechanische Materialismus und last but not least auch Rousseau selbst zu.[15]

Sprache, vgl. *Vico* (1965) 170ff.

[14] *Helvétius* (1976) 50. Das ganze Werk von Helvétius ist eine Apologie der Leidenschaften. *»Die Leidenschaften sind in der moralischen Welt, was in der physischen Welt die Bewegung ist. Diese erzeugt und vernichtet, erhält und belebt alles und ohne sie wäre alles tot. Ebenso beleben die Leidenschaften die moralische Welt. Die Gewinnsucht treibt Schiffe über die öden Flächen des Weltmeeres, der Ehrgeiz schüttet Täler zu, trägt Berge ab, bahnt sich Wege durch Felsen, errichtet die Pyramiden zu Memphis, gräbt den Mörissee und gießt den Koloß zu Rhodos. Die Liebe, so sagt man, hat den Stift des ersten Zeichners gespitzt. (...) So verdanken wir den starken Leidenschaften die Erfindung und die Wunder der Künste. Solche Leidenschaften müssen als produktive Keime des Geistes und als die mächtige Triebfeder angesehen werden, die die Menschen zu großen Taten bewegt.« Helvétius* (1973) 288

[15] Pars pro toto: *"Die Gemütsbewegungen machen und zerstören alles. Wenn die Vernunft über die Welt herrschen möchte, so würde nichts auf derselben vorgehen." Fontenelle:* "Dialogues des Morts", übers. 1751 von Gottsched, zit. n. *Blumenberg* (1979) 31

"Man glaubt wohl, die Vernunft zu beleidigen, wenn man ein Wort zugunsten ihrer Rivalinnen sagt, doch nur die Leidenschaften, und zwar die großen Leidenschaften, können die Seele zu großen Dingen erheben. Ohne sie gibt es nichts Erhabenes mehr, weder in den Sitten noch in den Werken, ohne sie sinken die schönen Künste auf die Stufe der Kindheit zurück und wird die Tugend kleinlich." Diderot (1984b) 3 ("Philosophische Gedanken" 1746)

"Was auch die Moralisten darüber sagen, das menschliche Erkenntnisvermögen verdankt vieles den Leidenschaften, die der allgemeinen Meinung nach ihm gleichfalls vieles verdanken: Gerade durch ihre Aktivität vervollkommnet sich unser Verstand. Wir suchen nur zu erkennen, weil wir zu genießen wünschen. Es ist nicht begreiflich, warum einer, der weder Wünsche noch Ängste hätte, sich die Mühe nähme, nachzudenken." Rousseau (1978) 135 ("Zweiter Discours" 1755)

S.a *Mandeville* (1980); bei Vico ist die positive Einschätzung der Leidenschaften wie die der Metaphern auf die Frühzeit des Menschengeschlechts eingeschränkt, *Vico* (1965) 143ff, insbes. 154f, 169, 171, 193f. Vgl. dazu auch *Hirschman* (1980), *Lanz* (1971), *Zill* (1984), zur Vorge-

Steht also ein milderes Urteil über die Metapher durchaus in der Konsequenz der Affektaufwertung, so ist die geschichtsphilosophische Komponente ihrer Deutung eine Besonderheit Vicos und Rousseaus, eine Besonderheit, die dann allerdings sehr bald zu einem weithin akzeptierten Gemeinplatz wird.[16] Der bildliche Ausdruck markiert in der Entwicklungsgeschichte der Sprache generell, also auch in ihrer kognitiven Funktion, eine notwendige Stufe. Man kann daher hier von einer ersten *erkenntnistheoretischen* Funktion der Metapher sprechen, allerdings noch von einer *psychologisch-heuristischen*. Sie läßt uns auf Umwegen, mit provisorischen Mitteln zur Wahrheit gelangen, konstituiert sie allerdings nicht. Die Gegenüberstellung von Poesie und Wissenschaft bleibt letztlich erhalten. Der Gebrauch der Metapher ist auf einer gewissen historischen Stufe zwar notwendig, aber ebenso notwendig ist es, sie zu überwinden.

Soweit lassen sich also drei Funktionen bildhaften Denkens erkennen, die *ornamentale*, die *didaktische* und die *psychologisch-heuristische*.[17] Noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts identifiziert Rudolf Eucken, der erste Autor, der sich meines Wissens explizit mit dem Gebrauch von Bildern und Gleichnissen in der Philosophie selbst auseinandergesetzt hat, diese drei Anwendungsweisen. Bilder erscheinen oft als »bloßer Schmuck«, »manchmal tragen sie ein lehrhaftes Gepränge...«, »nicht selten aber auch treten sie in eine engere Verbindung mit dem Gedanken, indem sie ihn in seinem Aufstreben fördern und zu der Art seiner Gestaltung beitragen.«[18]

Doch diese letzte Bestimmung des Bildhaften ist bei Eucken schon schwankend. Zwar neigt er im großen Ganzen zu einer Hebammentheorie der uneigentlichen Begrifflichkeit. Sprachbilder können nicht nur keinen eigentlichen Beweis liefern, sie stellen vor allem auch »nichts Wesentliches« dar, ohne sich indes auf bloßen Zierat zu beschränken. Das Gleichnis soll vielmehr eine »gewisse Hülfe« bieten, »indem es, wenn auch noch so unangemessen, in irgend einer Weise die über die vereinzelten Begriffe hinausgehende Einheit des leitenden Gedankens zum Ausdruck bringt. Es tut dieses aber insofern es ein Mannigfaches in der Einheit einer Anschauung verbindet und das Ganze als ein gegenständliches vorführt.«[19]

Was Eucken hier den Sprachbildern zuschreibt, findet sich schon im allgemeinen Verständnis einer bestimmten Bildsprache. Vico stellt seiner *»Scienza Nuova«* eine Allegorie voran, zu deren Aufgaben er bemerkt, sie solle dabei helfen, den Gedan-

---

schichte: *Dilthey* (1914b), (1914c), *Levi* (1964).

[16] So z.B. bei *Hamann* (1950) 197ff, *Herder* (1967) 70ff, *Goethe* (1988) 223f, *Jean Paul* (1935) 170, *A.W. Schlegel* (1989) 27f, 402ff und *Mme. de Staël* (1958ff) II,114f.

[17] In der Definition der Metapher als verkürztem Gleichnis ist schon eine vierte, die *ökonomische* Funktion angelegt. Sie kommt aber erst später zur Entfaltung. Die Metapher drückt danach auf prägnante Weise einen Sachverhalt aus, der anders nur auf sehr umständliche Weise zu beschreiben wäre. Vgl. Derrida über Pierre Louis in *Derrida* (1988) 215ff, 346 (Anm. 24).

[18] *Eucken* (1880) 5

[19] *Eucken* (1880) 25-27

ken des Buches sowohl vor dem Lesen zu erfassen, als auch nach der Lektüre besser zu erinnern. (Abb. 11)[20] Neben die didaktische tritt also eine gewisse *mnemonische* Funktion, die Eucken dann auch den Gleichnissen zuerkennt.
Eucken will aber mehr als eine darstellungstechnisch vorgezogene, dem eigentlichen Erkenntnisprozeß jedoch nachfolgende Repräsentation des theoretischen Ganzen in einer sinnlichen Einheit. Was ihm vorschwebt, ist eine Transposition des psychologisch-genetischen Gedankens von der Menschheitsgeschichte auf die individuelle Arbeit an der Theorie. Denn die Vorführung des Ganzen als Gegenständlichem hat eine maieutische Funktion:

> »Damit wird dem Denken der Punkt bezeichnet, wo eine Synthese zu vollziehen sei, und es wird die Aufmerksamkeit dorthin gewissermaßen fixirt. Fertig gegeben ist freilich für das Erkennen dadurch nicht das Mindeste, wir haben nichts, wobei man abschließen könnte, sondern im Grunde nur das Postulat einer wahren und inneren Synthese; aber das ist, auch abgesehen von dem besonderen Inhalt des Gleichnisses, nicht so geringfügig, daß man es verachten dürfte. Die Erkenntnißaufgabe ist eine so große und schwierige, daß alles, was irgend welche Hülfe leisten kann, mit zu verwenden ist.[21]

Wie diese Sätze nun zu verstehen sind, das ist der entscheidende Punkt. Eucken redet von Fragen, die hervorgerufen, Kombinationen, die veranlaßt, und Möglichkeiten, die eröffnet werden. Sprachbilder bereiten Bahnen, »welche sich bald für die nachkommende begriffliche Forschung als höchst glücklich herausstellen.«[22] Doch obwohl viele Formulierungen Euckens aussehen wie eine Vorwegnahme der -gut 70 Jahre später so genannten- Interaktionstheorie der Metapher[23], wird hier letztlich doch nicht der Schritt zu einer wirklich erkenntniskonstituierenden Bestimmung des Bildhaften vollzogen.[24]
Dennoch zeigt sich in diesem Schwanken eine Tendenz, die sich im vorigen Jahrhundert andernorts schon angedeutet hat: die Aufwertung der Metapher als erkenntnisproduzierender Instanz. Dieser Prozeß fällt zusammen mit ihrer Befreiung aus dem rhetorischen Ghetto, in das sie durch ihre Herkunft bei Aristoteles geraten ist.[25]

---

[20] *Vico* (1744), wieder abgebildet in *Vico* (1965) 43.
[21] *Eucken* (1880) 27
[22] *Eucken* (1880) 29
[23] Vgl. z.B. *Eucken* (1880) 28 und 31. Ich werde darauf zurückkommen.
[24] Neben all diesen Erwägungen erscheint bei Eucken im übrigen auch ein *mentalitätsgeschichtlicher Aspekt* in den Bildern und Gleichnissen, der auf Blumenberg vorausweist. Vgl. z.B. *Eucken* (1880) 6 und die daran anschließenden Beispielsanalysen, v.a. S. 11-23. In Sprachbildern zeigt sich sogar das Unbewußte: *»Eine Voraussetzung über die Sache liegt immer zu Grunde. Darin eben beruhte es, daß die Bilder für das Verständniß der Denker solche Bedeutung hatten; denn in ihnen mochte oft etwas zu Tage treten, das man in Worten und Begriffen nicht geäußert, das man vielleicht mit bester Überzeugung von sich abgelehnt hätte. Namentlich dasjenige, was als selbstverständlich gilt, was die Grundlage der Überzeugungen ausmacht, ohne je selbst Gegenstand der Erörterung zu werden, das verräth sich manchmal im Bilde.«* (31f)

Abb. 11:
Einleitende Allegorie zu:
Giambattista Vico: Principj di una Scienza Nuova (1744[3])

[25] Vgl. Weinrich (1980) 1179

Shelley verlängert den notwendigen Entstehungsprozeß neuer Begriffe aus Metaphern von der Vorzeit hinein in die Gegenwart. Die Sprache muß kreativ bleiben, neue Wörter schaffen, ihr ist damit eine zwangsläufige Metaphorizität eigen, die zu pflegen Aufgabe der Dichter ist.[26] Carlyle und Nietzsche radikalisieren den Gedanken, daß alle unsere Begriffe nur erstorbene Metaphern sind. Für Carlyle besteht Sprache neben einigen primitiven Elementen des natürlichen Klangs nur aus Metaphern: lebenden und toten.[27] Und ganz ähnlich heißt es in jenem berühmten Nietzsche-Zitat aus *»Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne«:*

> Was ist also Wahrheit? Ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen, kurz eine Summe von menschlichen Relationen, die, poetisch und rhetorisch gesteigert, übertragen, geschmückt werden, und die nach langem Gebrauche einem Volke fest, canonisch und verbindlich dünken: die Wahrheiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, dass sie welche sind, Metaphern, die abgenutzt und sinnlich kraftlos geworden sind, Münzen, die ihr Bild verloren haben und nun als Metall, nicht mehr als Münzen in Betracht kommen.[28]

Zum ersten Mal findet sich bei Nietzsche die These formuliert, daß es »kein eigentliches Erkennen ohne Metapher« geben könne. Das, was man als Wahrheit, als buchstäbliche Bedeutung zu kennen glaube, seien selbst nur »usuelle Metaphern«, die so bekannt und gewohnt seien, daß sie als Maß für die selteneren und ungewohnten gälten. Erkennen sei für den gewöhnlichen Verstand das Gegenteil von Nachahmung, Erkennen, das »eben keine Übertragung gelten lassen will, sondern ohne Metaphern den Eindruck festhalten will und ohne Consequenzen.«[29] Nietzsche jedoch setzt sein »Überall erkenne ich Übertragungen« dagegen.[30]

Als Metaphorentheorie findet sich diese Auffassung bei Nietzsche nur in einigen frühen, nicht zu seinen Lebzeiten publizierten Schriften.[31] Dennoch wirkt in seinen späteren Texten besonders die Konzeption von Metaphernwelten, die »miteinander uneins sind und kämpfen«, implizit weiter.[32]

Die Vorstellung vom Lebensweg der Metaphern, die zum Zeitpunkt ihrer Ent-

---

[26] *Shelley* (1965) 111

[27] Vgl. *Black* (1983b) 381

[28] *Nietzsche* (1988) I, 880,30 - 881,4

[29] *Nietzsche* (1988) VII, 490f (19, 228)

[30] *Nietzsche* (1988) VII, 489 (19, 223)

[31] Vor allem in dem unveröffentlichten Aufsatz *»Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne« Nietzsche* (1988) I, 873-890, im Heft 19 seiner Nachgelassenen Fragmente (datiert Sommer 1872 bis Anfang 1873) (*Nietzsche* (1988) VII, 417-520, vgl. bes. die Nrr. 204-249) und in seiner Rhetorik-Vorlesung aus der Basler Zeit. (*Nietzsche* (1922))

[32] *Nietzsche* (1988) VII, 491 (19, 228) Vgl. dazu *Cantor* (1982). Erst in neuerer Zeit hat man der Metaphorologie Nietzsches Aufmerksamkeit gewidmet. Inzwischen hat sich aber eine umfangreichere Debatte zu diesem Thema entwickelt, vgl. u.a. *Hinman* (1982), *Kofman* (1972), *Lacoue-Labarthe* (1971), *de Man* (1988), *Stern* (1978).

stehung kreativ sind und einen neuen Blick auf die Welt gestatten, aber durch fortwährenden Gebrauch schließlich nur noch gewohnheitsmäßig mit einer bestimmten Bedeutung verknüpft werden und somit langsam sterben, ist hier also nicht nur erhalten, sondern auch zur äußersten Konsequenz getrieben. Aufgehoben ist vor allem die Trennung einer äußerlich-psychologischen Heuristik und eines davon unabhängigen Ganges der Erkenntnis, der die Dinge erst eigentlich erfaßt, wie sie sind. Psychologie der Sprache und intellektuelle Aneignung der Welt fallen in eins.

Im Laufe ihrer Geschichte hat die Metapher ebenso viele Aufgaben übernommen wie das Modell; sie erfüllte im großen und ganzen sogar ähnliche Funktionen. Erst mit Nietzsche aber, mit einem Bewußtsein des kognitiven Potentials von Metaphern, wird sie dem Modell in seiner wichtigsten Hinsicht voll und ganz vergleichbar.

(2.2.) Aktueller Zugang zur Metapher

(2.2.1) Verführung der Vernunft oder Mittel der Einsicht
Von Bachelard zu Rorty

In der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts sind die elementaren Positionen in der Metaphernfrage abgesteckt und in den Grundzügen formuliert. Die Vertreter der einen Seite knüpfen an die traditionelle Entwicklungslinie, die der bildlichen Sprache kritisch gegenübersteht, an; die der anderen versuchen jenen Gedanken Nietzsches, daß die Wahrheit selbst nichts anderes sei als ein »Heer von Metaphern«, aufzunehmen und ihn endgültig von noch mitschwingenden pejorativen Tönen zu reinigen.

Obwohl die zweite Richtung nach und nach immer stärkeren Zulauf erhält, wird die erste dadurch doch nicht verdrängt. Im Gegenteil: Sie formuliert ihre Position viel deutlicher und mit entschieden größerer Vehemenz.

Das zeigt sich zum Beispiel in Gaston Bachelards 1938 erschienener Studie *»Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes«*. Darin postuliert Bachelard einen klaren Bruch zwischen vorwissenschaftlichem und wissenschaftlichem Denken; der Übergang vom einen zum anderen ist der Übergang von konkreter und unmittelbarer, oft direkt visueller, Erfahrung zu mathematischer Abstraktion. Genauer gesagt, verläuft die Entwicklung des menschlichen Geistes in drei Stufen. Von einem naiven Realismus, in dem er sich an den ersten Bildern der Erscheinung erfreut, arbeitet er sich empor - zunächst zu geometrischen Schemata und dann zu den reinen Abstraktionen wahrer Wissenschaft. Die Geburtsstunde dieses »neuen wissenschaftlichen Geistes« fällt in das Jahr 1905; es ist die Geburtsstunde der Einsteinschen Relativitätstheorie.

Doch wäre es ein Irrtum zu glauben, in Zukunft brauche man lediglich ungestört der neuen wissenschaftlichen Methode zu folgen, um gesichertes Wissen zu erlangen. Denn die vorherigen Stufen der epistemologischen Entwicklung ragen immer auch in die nachfolgenden hinein; in jedem einzelnen Forscher wirken sie als Störfaktoren: »... die psychischen Kräfte, die in der wissenschaftlichen Erkenntnis am Werk sind, sind verworrener, atemloser, stockender, als man es sich vorstellt, wenn man sie von außen bewertet (...) Selbst bei einem klaren Geist gibt es dunkle Zonen, Höhlen, in denen Schatten fortbestehen. Auch im neuen Menschen bleiben Spuren des alten Menschen erhalten. In uns führt das 18. Jahrhundert ein heimliches Leben fort; es kann -leider- wieder hervortreten.«[33]

Es genügt also nicht, eine sichere Methode zu entwickeln und sie zu befolgen; man muß darüber hinaus auch ausdrücklich den Störfaktoren seine Aufmerksamkeit zuwenden und sie zu beseitigen suchen. So heißt Bachelards Buch nicht von ungefähr im Untertitel *»Beitrag zu einer Psychoanalyse der objektiven Erkenntnis«*.

---

[33] *Bachelard* (1987) 40

Mit anderen Worten: »...bevor man zum Architekten des mathematischen Denkens werden kann, muß man Bilderstürmer sein.«[34]
Denn zu den Hindernissen, die aus überwundenen Geistesschichten aufragen und den Gang der Wissenschaften stören, zählen unter anderem bestimmte sprachliche Gewohnheiten. Kapitel IV der Bachelardschen Untersuchung behandelt daher *»Die mißbräuchliche Ausweitung geläufiger Bilder«*. Darin heißt es unter anderem:

> Die Metaphern stellen für die Vernunft, ob man es will oder nicht, eine Verführung dar. Es sind sonderbare und abgelegene Bilder, die da unmerklich zu allgemeinen Schemata werden. Eine Psychoanalyse der objektiven Erkenntnis muß diesen naiven Bildern darum ihre Farbigkeit nehmen, vielleicht muß sie sie gar auslöschen.[35]

Die sprachlichen Tropen sind gewissermaßen eine Bucht in der Zuydersee der Wissenschaften. Wo Metapher war, soll Abstraktion werden. Ist das Terrain aber solchermaßen erst einmal gesichert, kann man -und hier schließt sich Bachelard beruhigt an die ältere metaphernkritische Tradition an- bildliches Sprechen zu didaktischen Zwecken durchaus wieder verwenden; das rationale Schema darf durch sie illustriert werden.[36]
Mehr als ein Jahrzehnt vor der *»Bildung des wissenschaftlichen Geistes«*, im Jahre 1925, veröffentlichte José Ortega y Gasset einen kurzen Artikel, der den Titel *»Die beiden großen Metaphern«* trägt. Darin ist auf wenigen Seiten, aber klar und prägnant, die absolute Gegenposition zu der Bachelards formuliert. Ortega y Gasset

---

[34] *Bachelard* (1987) 133

[35] *Bachelard* (1987) 134

[36] *Bachelard* (1987) 134. Bachelard macht den Unterschied an einem Beispiel deutlich: *"Im Jahre 1782 erklärt Marat die Elektrisiermaschine, indem er sie mit einer Pumpe vergleicht: 'Man vergleicht sie zu Recht mit einer Pumpe: die Scheibe steht für den Kolben, die Reibkissen sind die unmittelbare Quelle, aus der die Scheibe die Flüssigkeit zieht, und der isolierte Konduktor bildet das Reservoir, in dem die Flüssigkeit gespeichert wird.' (Marat: Recherche physique sur l'électricite, Paris 1782, S. 112) Kein Geheimnis also, keine Probleme. Man fragt sich, wie wohl die Erweiterung eines solchen Bildes dazu dienen könnte, die Technik zu verbessern, die Erfahrung* zu denken. *Wird man die Reibkissen vergrößern, um dadurch eine reichere Quelle zu haben? Wird man die Scheibe in eine Wechselbewegung versetzen, um den Kolben nachzuahmen? Freilich benutzt auch die moderne Wissenschaft die Analogie der Pumpe, um bestimmte Merkmale von elektrischen Generatoren* zu illustrieren; *aber das dient dem Versuch, die abstrakten Vorstellungen des Spannungsunterschiedes und der Stromstärke zu erhellen. Ein lebhafter Kontrast zweier Mentalitäten wird hier deutlich: In der wissenschaftlichen Mentalität* folgt *die hydraulische Analogie der Theorie, in der vorwissenschaftlichen Mentalität* geht sie ihr voraus." (137)
An diesem Beispiel wird zudem deutlich, daß Bachelard unter »bildhaftem Denken« auch das faßt, was im Rahmen dieser Arbeit »Modell« heißen soll. Bezieht man Bachelards Beispiel auf das Modell, so steht es im Zusammenhang einer Diskussion, die zeitweilig in der Physik geführt wurde. Vgl. z.B. die fiktive Debatte, die Mary Hesse zwischen einem Duhemisten und einem Campbellianer inszeniert hat. (*Hesse* (1966) Kap. I)

kommt ohne Umschweife zur Sache und widerspricht der Verbannung der Metapher aus der philosophischen Diskussion: »Die Metapher ist ein unentbehrliches geistiges Werkzeug; sie ist eine Form des wissenschaftlichen Gedankens.«[37]
Sie dient zunächst als Hilfsmittel, um Sachverhalte zu bezeichnen, die bislang noch ohne eigenen Begriff, noch ohne Namen, sind. Dergestalt ist sie ein Instrument der Kommunikation, ein Zeichen, mit dem wir unsere Gedanken den anderen verständlich machen. Darüber hinaus hat sie aber eine wesentlich wichtigere Funktion: eine kognitive. Sie ist das Medium, in dem diese Gedanken erst entstehen. »Die Metapher ist mehr als ein Mittel des Ausdrucks; sie ist ein wesentliches Mittel der Einsicht.«[38]
Wenn sie aber ein zentrales Mittel der Erkenntnis ist, darf sich auch die Erklärung ihrer eigenen Funktionsweise bildlicher Mittel bedienen:

> Nun wohl, die Metapher ist ein Verfahren des Geistes, vermittels dessen es uns gelingt, etwas zu erfassen, was unserem begrifflichen Vermögen ferner liegt. Mit Hilfe des Nächsten, das wir am besten meistern, können wir zu einem Verständnis des Entlegenen und schwer Beherrschbaren gelangen. Die Metapher ist wie eine Verlängerung unseres intellektuellen Arms; sie ist gewissermaßen die Angelrute oder das Gewehr, womit die Logik sich ihrer Beute bemächtigt.[39]

Nicht das Werkzeug an sich ist illegitim, wohl aber kann man sich bei seiner Anwendung irren, zum Beispiel wenn man etwas auf mittelbare und bildliche Weise denkt und gleichzeitig glaubt, den Gegenstand selbst schon erfaßt zu haben. »Solche Irrtümer, das ist klar, sind fehlerhaft und verlangen Berichtigung; aber nicht anders, als wenn ein Physiker sich bei der Durchführung einer Rechnung irrt. Und darum wird niemand behaupten, die Mathematik müsse aus der Physik verbannt werden. Ein Irrtum in der Anwendung einer Methode ist kein Einwand gegen die Methode.«[40]
In der Wissenschaft bedeutet diese Methode, zunächst die totale Identität zweier Konkreta, eines naheliegenden, gut bekannten und eines der Erfahrung entfernteren, schwer faßbaren, anzunehmen und dann schrittweise zu prüfen, inwieweit diese Identitätsannahme gerechtfertigt ist. Nur das wird schließlich bewahrt, was sich bewährt hat. Um so entfernter die Dinge, die wir untersuchen, vom täglichen Leben sind, um so schwerer ist die Metapher zu entbehren.
Ortega y Gasset schließt seinen Artikel mit einem konkreten Beispiel: der Idee der Wahrnehmung und unseres Bewußtseins, auf der unsere ganze Weltauffassung -und damit Moral, Politik und Kunst- aufruhen. Die Idee dieses fundamentalen Subjekt-Objekt-Verhältnisses sei aber begründet durch je verschiedene Metaphern. Antike und Mittelalter erklärten dies Verhältnis nach dem Muster eines Siegels,

[37] *Ortega y Gasset* (1974) 249
[38] *Ortega y Gasset* (1974) 253
[39] *Ortega y Gasset* (1974) 254
[40] *Ortega y Gasset* (1974) 249

das sich in Wachs eindrückt. Die Neuzeit aber findet eine neue Metapher, um das Bewußtsein und seine Wahrnehmungen zu erklären, die vom Gefäß und seinem Inhalt.

Etwa zu der Zeit, zu der Ortega y Gasset seinen Artikel veröffentlichte, muß auch Stephen C. Pepper sich mit der grundlegenden Metaphorizität der Welterkenntnis auseinanderzusetzen begonnen haben. Eine kurze Notiz zu diesem Thema publizierte er 1928 im *»Journal of Philosophy«*, der dann 1935 in derselben Zeitschrift eine detailliertere Ausführung seiner Theorie folgte.[41] Schon im ersten Beitrag hieß es: »Es ist pedantisch, Einwände gegen die Metapher zu machen. Jede philosophische Theorie ist eine weit ausgedehnte Metapher.«[42] Zunächst hätten die grundlegenden Metaphern unmittelbar anschauliche Bezüge gehabt, je weiter sie aber ausgedehnt worden seien, desto mehr hätten sie diesen sinnlichen Charakter verloren, schließlich nur noch ein theoretisches Skelett hinterlassend.[43]

In dem zweiten, ausführlicheren Artikel, *»The Root Metaphor Theory of Metaphyics«*, beschäftigte sich Pepper grundsätzlicher mit dem Problem. Diese Untersuchung gliedert sich in drei aufeinander aufbauende Teile. Der erste widmet sich einer kritischen Aufgabe. Pepper verwirft darin jede Form von Dogmatismus, da alle Kriterien, auf die man metaphysische Systeme zu begründen versucht hat, sich als selbstwidersprüchlich, unzureichend und letztlich auch als unnötig erwiesen hätten. Damit entfalle auch der Geltungsanspruch, den Methoden wie die deduktive oder die induktive erhoben haben. Das heißt nun nicht, daß all diese Methoden nicht auch exzellente Ergebnisse erbracht hätten, ganz im Gegenteil. Nur sei ihr Unbedingtheitsanspruch nicht gerechtfertigt und darüber hinaus eben auch überflüssig. Denn all ihre positiven Leistungen vollbrächten sie genauso als hypothetische Methoden.

Hier schließt der zweite Teil an, in dem Pepper die einzig denkbare undogmatische Methode vorführt: die Hypothesenmethode. Bei ihr stehen weder die theoretischen Vorgaben noch die Gültigkeit der Fakten unwandelbar fest. Die Faktizität der Fakten und die Wahrheit der Hypothesen stimmen sich aufeinander ab. Die Kriterien, an denen sie gemessen werden, seien erstens die Angemessenheit der einen an die

---

[41] Der erste Aufsatz, programmatisch *»Philosophy and Metaphor«* betitelt, umfaßte nicht einmal drei Seiten (s. *Pepper* (1928)), eine ausführlichere Darstellung ist dann *»The Root Metaphor Theory of Metaphysics«* von 1935 (vgl. *Pepper* (1972)), 1942 folgte mit *»World Hypotheses«* eine Langfassung in Buchform. (Vgl. *Pepper* (1942))

[42] *Pepper* (1928) 130

[43] *"It is pedantic to object to metaphor. Every philosophical theory is a far-flung metaphor. Form and matter are faded metaphors drawn from the technique of the sculptor, the potter, the carpenter, the artisan of any sort. Matter and motion are faded metaphors drawn from watching brass balls rolling down inclined planes, stones falling from towers, motes in a sunbeam. In the early stages the metaphors glow with the vitality of myths. But as they extend over nature further and further, and stretch across regions that are less and less in harmony with them, they lose their more sensuous characteristics, grow old and wizened and dry. In the end only the skeletons are left sticking up stark and inflexible."* *Pepper* (1928) 130

anderen[44] und zweitens die Reichweite der Theorie, wobei eine vergrößerte Reichweite auch die Angemessenheit verbessert, da auf diese Weise mehr Tatsachen mit einer Theorie erklärt werden könnten.
Im dritten Teil fragt sich Stephen Pepper nun, wie solche Hypothesen ursprünglich entstehen können. Hiermit ist er beim Herzstück seiner Theorie angelangt, den von ihm sogenannten Wurzelmetaphern. Seine Theorie über die Entstehung von Welthypothesen besagt, daß die Grundlage jeder metaphysischen Theorie -und übrigens auch jedes weniger grundlegende Erklärungsmuster- von bestimmten elementaren Tropen gebildet wird.

> Was ich die Wurzelmetaphertheorie nenne, ist die Theorie, daß eine Welthypothese, die alle Tatsachen abdecken soll, zunächst auf der Basis eines ziemlich kleinen Sets von Tatsachen entworfen und dann in ihrem Bezug ausgedehnt werden, um alle Fakten abzudecken. Der Set an Fakten, der die Hypothese inspiriert hat, ist die ursprüngliche Wurzelmetapher. Das mag ein Geist sein oder Wasser oder Luft oder Veränderlichkeit oder qualitative Zusammensetzung oder mechanistischer Zug und Stoß oder die Lebensgeschichte von Jugend, Reife und Alter oder Form und Materie oder Definition und Ähnlichkeit oder die mystische Erfahrung oder Wahrnehmung oder das organische Ganze oder der zeitliche Prozeß. Einige dieser Tatsachen mögen sich im Laufe ihrer Ausdehnung als angemessen erweisen, andere nicht.[45]

Auf den metaphorischen Prozeß, der der Hypothesenbildung zugrunde liegt, folgt also eine Phase der Bewährung, oder besser: Beide gehen Hand in Hand, denn im Zuge ihrer Ausweitung werden sie kritisch überprüft und modifiziert.
Einige dieser Wurzelmetaphern erweisen sich nun als besonders erfolgreich und entfalten sich zu Hypothesen mit weltumspannender Reichweite. Pepper nennt als Beispiele die Idee der Ähnlichkeit, die sich zum immanenten Realismus ausweitet, die von Form und Materie, die den transzendentalen Realismus begründet, Zug und Stoß, die fundamental für den Mechanismus sind, ebenso das organische Ganze für den Idealismus und den temporalen Prozeß für den Kontextualismus. Keine dieser Theorien sei aber völlig adäquat, alle litten an Selbstwidersprüchen, und es stehe nicht zu erwarten, daß es einer von ihnen gelingen könnte, diese internen Mängel zu beseitigen. Keine von ihnen könne sich also auf Kosten der anderen durchsetzen, keine auch völlig zurückgewiesen werden.
Jede Welttheorie gebe uns eine andere Beschreibung der jeweils selben Fakten, aber untereinander seien diese Beschreibungen unvereinbar. In der Konsequenz sind aber für Pepper alternative Welttheorien gleicher Adäquatheit jeweils autonom und legitimerweise nicht von außen, also vom Standpunkt einer anderen Welttheorie,

---

[44] Wobei auch die Kriterien für Angemessenheit variabel sind: *"By adequacy is meant the power of an hypothesis to give a description that apparently fits a fact or a set of facts. The precise mode of fitting is at the discretion of the hypothesis. It may be correspondence, or coherence, or workability, or what you will. But whatever the mode of fitting is, the fit itself must be a good fit...."* Pepper (1972) 18.
[45] *Pepper* (1972) 19f

kritisierbar. Denn jede Welttheorie entwickelt auch ihre eigenen Gültigkeitskriterien und ist daher auch nur intern zu beurteilen.[46]

Alle drei hier exemplarisch vorgestellten Positionen, die Bachelards, die von Ortega y Gasset und die Peppersche, haben eines gemeinsam: Sie arbeiten zum Teil mit Beispielen, die man auch als Modell bezeichnen könnte. Die Pumpe bei Bachelard, das Siegel bei Ortega y Gasset, die Maschine und der Organismus bei Stephen Pepper sind auch mögliche Repräsentationen für eine Erörterung von Modellfunktionen. Daran zeigt sich einmal mehr die nahe Verwandtschaft der beiden Phänomene »Metapher« und »Modell«.

Allerdings war in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts nicht nur der Unterschied von Metapher und Modell noch nicht klar beschrieben. Auch die möglichen Konsequenzen aus dem Postulat, das theoretische Weltverhältnis sei grundsätzlich von Metaphern geprägt, sind noch nicht vollständig entwickelt. Ortega y Gasset und Pepper repräsentieren aber in nuce schon zwei verschiedene Möglichkeiten, die These vom perspektivischen Zugang zur Welt zu verstehen. Nietzsches Frage nach der Wahrheit, die er sich gleich mit einem »nichts als rhetorische Konstruktion« beantwortete, ist von seinen Nachfolgern in zwei Varianten aufgenommen worden. Die einen sehen in den Metaphern kognitive Hilfsmittel, die, wenn sie sich bewähren, durchaus Erkenntnisse über die Welt, wie sie wirklich ist, gestatten. Für die anderen ist der perspektivische Zugang ein unvermeidlicher, er zeigt ein partikulares Weltverständnis, aus dem man nicht zugunsten einer allgemein konsensfähigen Theorie herausspringen kann. Metaphern sind dann pragmatistisch als Werkzeuge zu verstehen, die nichts Wesentliches über die Welt aussagen, rein deshalb nicht, weil Theorie und Sprache überhaupt eine solche Aufgabe nicht übernehmen können. Die radikalrelativistische Position vertritt in neuerer Zeit am deutlichsten Richard Rorty.[47] Sie zeigt sich aber auch bei Hayden White, wenn er zum Beispiel schreibt:

> Tropisches Reden ist der Schatten, vor dem jeder realistische Diskurs zu fliehen sucht. Diese Flucht ist jedoch vergeblich, denn die Tropen stellen den Prozeß dar, durch den jeder Diskurs die Gegenstände *konstituiert*, die er lediglich realistisch beschreiben und objektiv zu analysieren behauptet.[48]

Die grundsätzliche Aufwertung der Metapher von Nietzsche bis zu Ortega y Gasset und Stephen Pepper blieb aber in doppelter Hinsicht Programm. Daß jede phi-

---

[46] *"Each world theory develops its own cognitive canons out of its categories, and by these canons judges its own adequacy. That is to say, the contradicitions which develop in a theory, are contradictions in the theory's own terms. Idealistic logic itself, for instance, offerns no means of harmonizing the finite and the absolute. A world theory is autonomous in the interpretations of facts and autonomous in its criticism of its interpretations. This does not mean that an idealist is always the best critic of idealism, but that, whoever the critic may be, the only legitimate criticism of idealism is in idealistic terms." Pepper* (1972) 24

[47] Vgl. *Rorty* (1987) und (1991) im Anschluß an *Davidson* (1986).

[48] *White* (1986) 8

losphische Theorie eine weit ausgedehnte Metapher sei, wird zunächst mit nur wenigen Beispielen belegt. Eine detailliertere historische Untersuchung hat abgesehen von einigen Anfängen bei Ernst Robert Curtius und Erich Rothacker erst Hans Blumenberg unternommen. Als zweites Desiderat einer modernen Metaphorentheorie erwies sich die präzisere Erklärung ihrer Funktionsweise. Hier zeigten sich die ersten richtungsweisenden Überlegungen 1936 in der *»Philosophy of Rhetoric«* von Ivor Armstrong Richards. In den fünfziger Jahren wurden diese Ansätze dann von Max Black weiterentwickelt. Seine Interaktionstheorie der Metapher wurde zum zentralen Bezugspunkt der englischsprachigen Metaphernforschung.
Blumenberg und Black untersuchen aber nicht nur zwei verschiedene Problemfelder im Bereich tropischen Denkens, sie entstammen nicht nur zwei national verschiedenen Traditionen, sie repräsentieren auch zwei grundsätzlich differierende Methoden. Ihr Aufbau und ihre Leistungskraft -gerade auch im Hinblick auf die verwandte Modelltheorie- muß daher zunächst separat untersucht werden.

(2.2.2.) Hans Blumenbergs Theorie der Unbegrifflichkeit

Hans Blumenberg, der den Begriff der Metaphorologie geprägt hat, begann seine Untersuchungen zur Geschichte und Theorie der Metapher ebenfalls in den fünfziger Jahren. 1957 widmete er sich dem »Licht als Metapher der Wahrheit«; 1960 sind als erster umfassenderer und verallgemeinernd-theoretischer Entwurf dieses Phänomens seine *»Paradigmen einer Metaphorologie«* im *»Archiv für Begriffsgeschichte«* erschienen. Seitdem ist Blumenberg immer wieder auf das Thema zurückgekommen.
Dennoch bleibt seine Bewertung des Begriffs zumindest zwiespältig. Weder wird er -etwa im Bachelardschen Sinne- rein negativ als zu beseitigende Fehlerquelle verstanden, noch bekennt sich Blumenberg unumwunden zu einer positiven Bewertung der Metapher als kognitivem Instrument. Schon was »Metapher« als Phänomen überhaupt ist, bleibt verschwommen, definiert sich nur in negativer Abgrenzung. Der Ausdruck steht für alle nicht-begriffliche Rede. Dabei spielt er aber weniger -wie bei anderen Autoren zu beobachten ist- in den Bereich benachbarter Tropen hinüber als vielmehr in den von Vergleich, Gleichnis, Allegorie und ähnlichem. Blumenberg selbst hat dann später auch statt von »Metaphorologie« allgemeiner von einer »Theorie der Unbegrifflichkeit« gesprochen.[49]
In einer Hinsicht unterscheidet sich Blumenberg allerdings nicht von anderen Befürwortern der philosophischen Metapher. Auch er wertet das bildliche Sprechen um und damit auf, befreit die Metapher von ihrer nach Meinung der traditionellen Rhetorik rein ornamentalen Funktion.[50]

---

[49] *Blumenberg* (1979) 77-93

[50] *"Die platonische Unterwerfung der Rhetorik besiegelt durch die christliche Patristik, hat freilich auch die traditionell schulmäßigen zur Rhetorik gehörenden Gegenstände endgültig zum bloßen technischen Rüstzeug der 'Wirkungsmittel' geschlagen - wenn nun auch aus der Rüstkammer der Wahrheit selbst. Dadurch blieb es ganz unfraglich, ob das rhetorische Kunstmittel der 'translatio' auch noch mehr leisten könnte, als 'Gefallen' an der mitzuführenden Wahrheit zu*

Seine neue Funktion läßt aber den Begriff nur um so eher changieren. Dieser weite und schillernde Gebrauch des Metaphernbegriffs ist wohl nicht zuletzt als bewußte Offenheit zu verstehen, eine Offenheit, die es gestatten soll, eine gewisse Funktionsbreite des Phänomens abzudecken. Der heterogene Raum, der gleichermaßen erfaßt werden soll, der Raum der Metapher, ist »der Raum der unmöglichen, der fehlgeschlagenen oder der noch nicht konsolidierten Begriffsbildung.«[51] Untersuchen wir diese drei Anwendungsformen der Metapher nacheinander.
Metaphern als noch nicht konsolidierte Begriffsbildungen nennt Blumenberg auch »Restbestände«, »Rudimente auf dem Weg 'vom Mythos zum Logos'«.[52] Diese als legitim bezeichnete Funktion der Metapher ist ihre genetische, wie sie schon von Vico[53] und Rousseau bemerkt und anerkannt worden ist. Und genau wie schon etwa Rousseau setzt auch Blumenberg das cartesische Ideal eindeutiger Begriffsbildung voraus.
Als »Restbestände« indizieren Metaphern

> die cartesische Vorläufigkeit der jeweiligen geschichtlichen Situation der Philosophie, die sich an der regulativen Idealität des puren Logos zu messen hat. Metaphorologie wäre hier kritische Reflexion, die das Uneigentliche der übertragenen Aussage aufzudecken und zum Anstoß zu machen hat.[54]

Da solche Metaphern ja Sprachbilder sind, die sich prinzipiell in terminologische Sprache verwandeln lassen und schon auf dem Wege dorthin sind, wird man vermuten dürfen, daß diese Art kritischer Reflexion, die die Metaphorologie darstellt, den Prozeß fördern und beschleunigen soll. Wie das zu geschehen hätte, bleibt unklar, da Blumenberg sich zu diesem Aspekt weitgehend ausschweigt.[55]
Noch wahrscheinlicher aber ist, daß die Erwähnung der prinzipiell terminologisierbaren »Restbestände« vor allem eine pflichtschuldige Verbeugung vor der konventionellen Auffassung der Metapher ist, die nicht widerlegt werden soll, die aber in Blumenbergs konkreten Überlegungen nur noch eine untergeordnete Rolle spielt. Daraufhin scheint mir etwa das Beispiel einer Metapher zu deuten, die ganz und gar erstorben, vollkommen im Rahmen einer wissenschaftlichen Fachsprache terminologisiert ist: das der »Quelle«, das Blumenberg gegen die offensichtliche

---

erwecken. Daß danach nicht gefragt wurde und nicht gefragt werden konnte, schließt freilich nicht aus, daß ein solches Mehr an Aussageleistung tatsächlich immer schon in Metaphern erbracht worden ist." Blumenberg (1960) 9

[51] *Blumenberg* (1971) 171

[52] *Blumenberg* (1960) 9

[53] Auf Vico bezieht sich Blumenberg ausdrücklich, vgl. *Blumenberg* (1960) 8.

[54] *Blumenberg* (1960) 9

[55] Die Terminologisierung einer Metapher wird ausführlicher nur an einem Beispiel abgehandelt: der Bedeutungsveränderung von »Wahrscheinlichkeit«. (Vgl. *Blumenberg* (1960) 88-105). Allerdings läßt sich auch hier daran zweifeln, ob »Wahrscheinlichkeit« sowohl nach landläufigem als auch nach Blumenberg eigenem Verständnis überhaupt eine Metapher ist.

Funktion des Begriffs »Quelle« im philologisch-historischen Kontext von den Unwägbarkeiten und dunklen Implikationen der Metapher her behandelt.[56] Die Gefahren, die der Metaphorologe an dieser Stelle beschwört, können nicht so recht überzeugen, zu sehr ist in diesem Fall die Begriffsbildung doch konsolidiert, als daß man sich über irreführende, weil verdeckte Implikationen des Bildes beunruhigen müßte. Blumenberg rückt hier in die Nähe dessen, was Ricoeur eine »Hermeneutik des Verdachts« nennt.

Interessanter wird die warnende Funktion der Metaphorologie schon bei den fehlgeschlagenen Begriffsbildungen.[57] Ein minder schwerer Fall mag da die Metapher vom Eisberg sein, die sich verselbständigt.[58] Zunächst bedeutet sie, daß der größere Teil einer Sache verborgen, daher unsichtbar ist. Wenn nun zum Beispiel über die Psyche des Menschen mit dieser Metapher etwas ausgesagt werden soll, diese Aussagen aber durch das Eigenleben des Bildes eine Pseudopräzision erhalten, die von der investierten Sachkenntnis her nicht gerechtfertigt ist, so sieht Blumenberg in der »suggestiven Evidenz« der Metapher einen Grund der Fehlleistung. Am Beispiel des Eisbergs etwa, wenn man das mathematische Verhältnis von sichtbaren und unsichtbaren Teilen auf die Psyche mitüberträgt: »Wie bei einem Eisberg liegen sechs Siebtel menschlichen Seins unter der Oberfläche, ein Siebtel befindet sich darüber.«[59]

Ein schwererer Fall ist schon, wenn eine Metaphorik buchstäblich beim Wort genommen wird: so die vom Theoretiker als Täter, wenn theoretische Systemänderungen als praktische Umwälzungen der Realität genommen werden; einer, den dieses Schicksal getroffen hat, war Kopernikus.[60]

In dieser Hinsicht setzt Blumenberg also das Programm Bachelards fort. Aber all diese Bemühungen dienen letztlich einem Zweck: Für ihn gilt, was Blumenberg bei der Erörterung der »Quellen«-Metapher schreibt:

> Die Aufgabe nun, Metaphorik selbst noch in der internen Wissenschaftssprache aufzuspüren, zielt nicht auf deren mögliche ästhetische Umwertung, also nicht auf Erhaltung oder Erweckung von Vieldeutigkeit, sondern viel eher auf einen in der Metaphorik konservierten Konsistenzfaktor. Denn die Metapher homogenisiert einen Kontext von einer Orientierung her, sein Verständnis auf diese hin. Sie macht deutlicher, wie zunächst different Erscheinendes zusammengekommen sein kann und zusammenhängt. Die Funktion einer Metaphorologie kann also sein, einem hermeneutischen Konzept seine Eindeutigkeit zu sichern oder Korrekturversuche an einem derart noch nicht gesicherten zu stützen. Die Metaphorologie

[56] *Blumenberg* (1971) 191-195

[57] Auch diese werden in der Regel wenig behandelt. Eine Ausnahme macht *Blumenberg* (1971), »Beobachtungen an Metaphern«, die zum großen Teil auf fehlgeschlagene Begriffsbildungen orientiert sind.

[58] *Blumenberg* (1971) 199-203

[59] Rudolf Affemann, ein psychotherapeutischer Gutachter, bei einem dreitägigen Hearing des Strafrechtsausschusses des Deutschen Bundestages über die Reform des Sexualstrafrechts, zit. bei *Blumenberg* (1971) 199.

[60] *Blumenberg* (1971) 203-209

> hat deshalb keinen ästhetischen Aspekt, weil sie Vieldeutigkeit gerade nicht hineinnimmt, sondern die Tendenz auf Eindeutigkeit der wissenschaftlichen Sprache akzeptiert.[61]

Wie der Übergang von der Metapher als noch nicht konsolidierter zur Metapher als fehlgeschlagener fließend bleibt, so auch der Übergang von dieser fehlgeschlagenen zur Metapher als Ersatz für unmögliche Begriffsbildungen, das heißt zur »absoluten Metapher«. Und hier kommen wir zu Blumenbergs eigentlichem Interesse und Verdienst. Denn die kritische Funktion der Metaphorologie unterscheidet sich -wie schon erwähnt- nicht von dem, was im Grunde auch traditionelle Autoren wie Vico und Rousseau einerseits oder Locke und Bachelard andererseits gefordert haben.
Anders beim Konzept der »absoluten Metaphern«, die nun keine »Restbestände« mehr sind, sondern »Grundbestände der philosophischen Sprache«, »'Übertragungen', die sich nicht ins Eigentliche, in die Logizität zurückholen lassen«.[62] Neben dem »noch nicht« steht also ein »niemals«. Ob auch die fehlgeschlagenen Metaphern schon in den Bereich der absoluten gehören -oder zumindest gehören können-, bleibt unklar. Auf beide scheint zumindest gemünzt zu sein, wenn Blumenberg schreibt:

> Es ist in der Funktion der Metapher begründet, daß sie etwas Vorgreifendes, über den Bereich des theoretisch Gesicherten Hinausgehendes hat und diesen orientierenden, aufspürenden, schweifenden Vorgriff verbindet mit einer Suggestion von Sicherungen, die sie nicht gewinnen kann. Als Erklärung erscheint, was doch nur Konfiguration ist. Die Funktion der Metapher wird an dieser Dualität von Risiko und Sicherung begreiflich. Sie nutzt die Suggestion der Anschaulichkeit und ist dadurch nicht nur Vorstufe oder Basis der Begriffsbildung, sondern verhindert sie auch und verleitet sie in Richtung ihrer Suggestion.[63]

Bei der echten absoluten Metapher allerdings gibt es nichts zu verhindern. Sie springt gerade dort ein, wo Begriffsbildung unmöglich ist.
Sie ist nicht durch buchstäbliche Rede paraphrasierbar, ersetzt werden kann sie allenfalls durch andere Metaphern. Dieser Umstand macht sie gewissermaßen theorieunfähig. Immer wieder scheint das cartesische Erkenntnisideal klarer und deutlicher Begriffsbildung, die eindeutigen Zugriff auf die realen Sachverhalte gestattet, durch.
Die Funktion der absoluten Metapher ist nur eine pragmatische.[64]

---

[61] *Blumenberg* (1971) 191
[62] *Blumenberg* (1960) 9
[63] *Blumenberg* (1971) 212
[64] Vgl. *Blumenberg* (1960) 10f, 20, 64, 76, 142. Die Orientierung der Metapher aufs Pragmatische findet sich schon bei *Curtius* (1973) vorgebildet: *"Nicht jeder Sachbereich nämlich läßt sich für die bildliche Rede verwenden, sondern nur ein solcher, der wertbetont ist: der, wie Goethe es ausdrückt, einen »Lebensbezug« hat oder »das Wechselleben der Weltgegenstände« durchscheinen läßt."* (307)

> Ihre Wahrheit ist, in einem sehr weiten Verstande, *pragmatisch.* Ihr Gehalt bestimmt als Anhalt von Orientierungen ein Verhalten, sie geben einer Welt Struktur, repräsentieren das nie erfahrbare, nie übersehbare Ganze der Realität. Dem historisch verstehenden Blick indizieren sie also die fundamentalen tragenden Gewißheiten, Vermutungen, Wertungen, aus denen sich die Haltungen, Erwartungen, Tätigkeiten und Untätigkeiten, Sehnsüchte und Enttäuschungen, Interessen und Gleichgültigkeiten einer Epoche regulierten. *What genuine guidance does it give?* Diese Form der »Wahrheitsfrage«, wie sie der Pragmatismus entworfen hat, ist hier, in einem allerdings ganz und gar biologiefreien Sinne, in Geltung.[65]

Absolute Metaphern treten also für so umfassende Begriffe wie Wahrheit und Welt, Leben, Geschichte und Zeit ein. Eine umfassende Theorie muß vor ihnen versagen; dennoch kommen wir in unserem praktischen Lebensvollzug nicht ohne sie aus. Wir brauchen sie zur Orientierung unseres Selbst- und Weltverständnisses im Handeln. Die deutliche Betonung des praktischen Aspekts ist von großer Bedeutung. Absolute Metaphern verlieren ihren Metaphernstatus, wenn sie nicht mehr in die »Dimension menschlicher Aufgaben« eingebettet sind, wenn sie statt dessen in einem rein kontemplativen Zusammenhang stehen. Die Wendungen von der »terra incognita« und der »unvollendeten Welt« haben beispielsweise eine traditionsreiche Geschichte als Metaphern, die Blumenberg nachzeichnet.[66] In Kants *»Allgemeiner Naturgeschichte und Theorie des Himmels«* wandelt sich aber ihre Funktion: Da die Beziehung des Menschen zum Ganzen des unendlichen Selbstproduktionsprozesses der Natur wesentlich kontemplativ gedacht sei, so Blumenberg, könne hier »unendliche Welt« nicht Metapher sein, »sondern terminologischer Ausdruck einer realistischen Kosmologie«.[67]
In diesem Sinne steht die Metaphorologie dann auch in einem Dienstverhältnis zur Begriffsgeschichte[68], eine unterstützende Methode, mit deren Hilfe man an die »Substruktur des Denkens«, die »Nährlösungen der systematischen Kristallisationen« heranreicht. Metaphorologie ist eine »Hilfsdisziplin der aus ihrer Geschichte sich selbst verstehenden und ihre Gegenwärtigkeit erfüllenden Philosophie«. In dieser Funktion zeigt sie sich gespalten, denn einerseits soll sie so zeigen, »mit welchem 'Mut' sich der Geist in seinen Bildern selbst voraus ist und wie sich im Mut zur Vermutung seine Geschichte entwirft«[69], andererseits soll mit ihr auch Metaphorik, die sich verselbständigt hat, kritisiert werden. Diese Kritik dient dann der Enttarnung von Metaphysik.[70]

---

[65] *Blumenberg* (1960) 20
[66] *Blumenberg* (1960) Kap. V
[67] *Blumenberg* (1960) 63f
[68] *Blumenberg* (1960) 11 und 84
[69] *Blumenberg* (1960) 11
[70] *"Die absolute Metapher, so sahen wir, springt in eine Leere ein, entwirft sich auf der* tabula rasa *des theoretisch Unerfüllbaren; hier hat sie die Stelle des nicht mehr lebendigen absoluten Willens eingenommen. Metaphysik erwies sich uns oft als beim Wort genommene Metaphorik; der Schwund der Metaphysik ruft die Metaphorik wieder an ihren Platz." Blumenberg*

Damit ist auch die absolute Metapher näher betrachtet nicht so radikal, wie es zunächst scheint. Es fragt sich nämlich, ob Blumenberg mit dieser Definition dem Anspruch definitorischer Begrifflichkeit, wie sie dem cartesischen Erkenntnisideal entspricht, nicht schon zu weit stattgegeben hat. Blumenberg versucht diesen Anspruch zu brechen, indem er neben dem Reich der reinen Begriffe ein zweites Reich zu entdecken meint, das der reinen Metaphern. Damit affirmiert er aber nur das Selbstverständnis dieser Begriffe und befreit sich von ihnen, indem er sie anerkennt und einen Nichtangriffspakt mit ihnen schließt. Zwar deutet er an, daß allein durch die Existenz absoluter Metaphern schon auch der Status der rudimentären Metaphern verändert und aufgeweicht würde.[71] Allein: Art und Konsequenzen dieser Statusänderung bleiben im dunkeln.

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß Blumenberg seine theoretischen Verbeugungen vor den reinen Begriffen nur macht, um sich dann um so vergnügter in der von ihm erschlossenen Materialfülle philosophischer Metaphorik tummeln zu können. Und in der Tat: Was im praktischen Umgang mit den Texten an Sachgehalten diskutiert wird, steht oft in einem unklaren Verhältnis zu Blumenbergs meist dezidiert getroffenen begrifflichen Konstruktionen. Das vorgefundene Material und seine terminologische Verarbeitung scheinen geradezu vor den Augen des Lesers miteinander zu ringen.

Das zeigt sich etwa an Blumenbergs Untersuchung der Metaphern für »Welt«.[72] Die Welt ist Kosmos, Polis, Organismus, sie ist Theater oder Uhrwerk. Neben diesen großen, traditionsreichen Orientierungen werden aber auch individuellere Bildungen zitiert, so zum Beispiel die von Thomas Browne, dem die Welt nicht Gast-, sondern Krankenhaus ist, oder Melvilles, der die Welt mit einer Fregatte vergleicht, »die ihren Hafen für immer verlassen hat und mit versiegelter Order einem allen an Bord unbekannten Ziel zusteuert.«[73] Die Bandbreite der Beispiele reicht von bloßer Illustration bis zu konstruktiven Modellen.

Der Begriff des Modells erscheint sogar gelegentlich bei Blumenberg selbst. - Jedoch benutzt er ihn -wie viele andere Autoren auch- häufig synonym mit dem der Metapher.[74] Immerhin gibt es Ansätze zu einer Differenzierung und Verknüpfung, die sich produktiv für einen verfeinerten Modellbegriff erweisen können. Metaphern sind für Blumenberg nämlich die sprachliche Erscheinung von »ganz elementaren Modellvorstellungen«, die »in einer untergründigen Schicht des Denkens immer schon Antwort auf diese Fragen«[75] geben.

(1960) 142

[71] *Blumenberg* (1960) 9f

[72] *Blumenberg* (1960) 21ff, s.a. (1971) 166

[73] *Blumenberg* (1960) 23; die Schiffahrtsmetapher an sich ist alt, s. z. B. *Curtius* (1973) 138-141, *Blumenberg* (1979), *Schäfer* (1972), aber Melvilles Kombination und Präzision ist verblüffend.

[74] *Blumenberg* (1960) 10: *»Die Metapher ist deutlich charakterisiert als Modell in pragmatischer Funktion...«*

Ist die Metapher Stellvertreter des untergründigen Modells an der Oberfläche? Eine andere Formulierung kommt dem ebenfalls nahe. So heißt es z.B. über eine zunächst bildlose, rein terminologisch erscheinende Aussage Thomas von Aquins, sie sei

> »bei näherem Hinsehen deutlich an einem metaphorischen Hintergrund orientiert, den wir ein 'implikatives Modell' zu nennen vorschlagen. Das bedeutet, daß Metaphern in ihrer hier besprochenen Funktion gar nicht in der sprachlichen Ausdruckssphäre in Erscheinung zu treten brauchen, aber ein Zusammenhang von Aussagen schließt sich plötzlich zu einer Sinneinheit zusammen, wenn man hypothetisch die metaphorische Leitvorstellung erschließen kann, an der diese Aussagen 'abgelesen' sein können.[76]

Die Taufe bleibt aber folgenlos. Abgesehen davon, daß es im gleichen Satz doch wieder mit »metaphorischer Leitvorstellung« gleichgesetzt wird, taucht das »implikative Modell« im weiteren nicht mehr auf. Erst gut fünfzig Seiten später begegnet man dem verloren geglaubten Begriffskind wieder, nun soweit herangewachsen, daß ihm ein eigenes Kapitel gewidmet werden kann.[77] Allerdings fällt seine Identität erst auf den zweiten Blick auf, da es inzwischen wieder seinen Familiennamen angenommen hat und nun nur noch unter »Hintergrundmetaphorik« abgehandelt wird. Indes, die Sache bleibt natürlich dieselbe und kommt in der Tat dem, was hier unter Modell verstanden wird, sehr nahe.
Das Kapitel beginnt mit einer teilweise wörtlichen Wiederaufnahme der anfänglichen Definition.[78] In Blumenbergs Verständnis des Ausdrucks »Hintergrundmetaphorik« begegnen uns zwei wichtige Charakteristika, die auch in der ersten provisorischen Annäherung an den Modellbegriff eine wichtige Rolle gespielt haben. Erstens betont er, daß das Konstrukt durchaus rein terminologisch erscheinen kann, das Metaphorologische, Bildhafte, nicht selbst erscheinen muß, sondern hinter der Begriffsfiguration verborgen sein kann. Zweitens versteht er das Verhältnis von Hintergrund und Erscheinung explizit als eines der Übertragung. Dieser Gedanke wird sogar in ein allgemeines Phänomen eingebettet: Schon die empirische, sinnliche Anschauung bedarf, um Neues erfassen zu können, eines Rückgriffs auf Altbekanntes, das Neue muß »im Spielraum einer Typik vorstellig gemacht werden«[79]. Von den Reiseberichten der ersten Astronauten, die auf dem Mond landen werden -ein Ereignis, das für den Autor zur Zeit der Abfassung seiner »Paradigmen« ja noch in der Zukunft lag-, vermutet er beispielsweise, daß

[75] *Blumenberg* (1960) 13
[76] *Blumenberg* (1960) 16f
[77] *Blumenberg* (1960) Kap. VI, S. 69-83
[78] *»Metaphorik kann auch dort im Spiele sein, wo ausschließlich terminologische Aussagen auftreten, die aber ohne Hinblick auf eine Leitvorstellung, an der sie induziert und 'abgelesen' sind, in ihrer umschließenden Sinneinheit gar nicht verstanden werden können.« Blumenberg* (1960) 69
[79] *Blumenberg* (1960) 69

man zu ihrem Verständnis zunächst einmal intensiver amerikanische oder russische Geographie betreiben müßte. Auf einer abstrakten Ebene, die dennoch mit dem Sinnlichen verbunden bleibt, analysiert er das Übertragungsphänomen an der Hintergrundmetaphorik. Sein Beispiel ist die Mechanismus-Metapher, die sich u.a. von der des Organismus absetzt, aber auch von der des Buchs.[80] Hier ähnelt Blumenbergs Begriff den Blackschen Archetypen.

Dennoch darf nicht vergessen werden, daß auch die Hintergrundmetaphorik zur Gattung der »absoluten« Metapher gehört[81] und damit auf die rein pragmatische Funktion beschränkt bleibt.[82] Wie aber, wenn »theoretisch« und »pragmatisch« gar nicht so streng zu trennen wären, wie es Blumenberg noch unter dem anhaltenden Eindruck der cartesischen Tradition tut? Dann immerhin wäre auch ein Zugang geschaffen zu den Überlegungen der angelsächsisch-französischen Metaphernforschung, die durchaus nicht verkennt, daß philosophische Aussagen einer anderen Präzision bedürfen als ästhetische[83], und dennoch -jenseits einer übervorsichtigen Trennung von theoretisch und pragmatisch- die bedeutende Rolle der Metapher für die Erzeugung neuer Theorien herausstellt.

An Blumenbergs »elementaren Modellvorstellungen«, die in einer »untergründigen Schicht des Denkens« siedeln und »in der Gestalt von Metaphern bis in die Ausdruckssphäre durchschlagen«[84], zeigt sich ein weiteres Problem, das Problem der Interpretation, die das Latente durch das Manifeste hindurch aufzeigen soll. Wie ist das verborgene Wesen in den erscheinenden Metaphern aufzudecken, ohne daß der Metaphorologe sie aus seinem -vielleicht in pragmatischer Absicht angeeigneten- Horizont sich derart im Spielraum einer *zeitgenössischen* Typik vorstellig macht, so daß das fremde Weltbild verfehlt wird?

Blumenberg diagnostiziert diese Gefahr selbst am Beispiel mechanischer Hintergrundmetaphorik. »Mechanistisch« werde heute automatisch immer im Gegensatz zu »organistisch« verstanden. Diese Polarität sei aber selbst das Ergebnis einer historisch entstandenen Perspektive. »Maschine«, »machina«, hätte ursprünglich einen übergreifenden Bedeutungsgehalt gehabt; es meinte »ein komplexes, zweckgerichtetes, aber in seiner Zweckmäßigkeit nicht ohne weiteres durchsichtiges Gebilde«[85] und war durchaus mit Organismen vereinbar.

Um vor anachronistischen Interpretationen gefeit zu sein, bedarf die Metaphorologie als historische Disziplin, die diachrone Längsschnitte durch die Verwendung

---

[80] »Mechanismus« als Metapher und Modell spielt eine bedeutende Rolle in der Frühen Neuzeit.

[81] Explizit etwa: *Blumenberg* (1960) 74

[82] Natürlich unterscheidet sich mein Modellbegriff noch in anderen Aspekten von Blumenbergs Hintergrundmetaphorik, z.B. dadurch, daß es sich bei Modellübertragungen um kontrollierte, einer speziellen Verifizierung bedürfender Verfahren handelt. Vgl hier Abschnitt A (3.2).

[83] Vgl. *Ricoeur* (1986) VI. Studie

[84] *Blumenberg* (1960) 13

[85] *Blumenberg* (1960) 70

einer Metapher zieht, einer Ergänzung durch synchrone Querschnitte: »eine Interpretation aus dem gedanklichen Zusammenhang, innerhalb dessen es (= das in der Selektion des Metaphernstoffes Herausragende, rz.) steht und fungiert und seine Konturen und sein Kolorit empfängt.« Hier stößt Blumenberg aber an die Grenzen der immanenten Metaphorologie:

> Solche Querschnitte können, für sich betrachtet, nicht mehr rein metaphorologisch sein, sie müssen Begriff und Metapher, Defintion und Bild als Einheit der Ausdruckssphäre eines Denkers oder einer Zeit nehmen.[86]

Die Trennung »theoretisch«-»pragmatisch« läßt sich nun ganz von selbst nicht mehr aufrechterhalten, ohne daß ersichtlich würde, wie beide Seiten bei der Aufhebung dieser Trennung zu vermitteln wären.
Auch dieses Problem würde sich verflüchtigen, wenn man die -übrigens ohne Not getroffene- Unterscheidung aufgäbe. Der Querschnitt müßte sich dann allerdings auch viel mehr mit dem in gewisser Hinsicht philosophiegeschichtlich traditionelleren Verfahren von Systemrekonstruktion beschäftigen.
Blumenbergs Metaphorologie kann also schon einige wichtige Hinweise für eine Theorie des Modells bereitstellen, dennoch hat sich gezeigt, daß die Rückkehr von der Metapher zum Modell verfrüht war. Man muß sich statt dessen vor allem den Autoren zuwenden, die der Metapher auch kognitiv eine große Rolle zuweisen, Autoren, die ihre innovative Kraft betonen. Diese Theoretiker finden sich zunächst vor allem in der angelsächsischen Philosophie dieses Jahrhunderts.

[86] *Blumenberg* (1960) 38

(2.2.3) Die Aufwertung der Metapher als erkenntnisproduzierende Figur

Diese Aufwertung der kognitiven Aspekte der Metapher geht einher mit einer genauen Untersuchung ihrer Funktionsweise. Den Anfang markierten -wie bereits erwähnt- Ivor Armstrong Richards' Ausführungen in *»The Philosophy of Rhetoric«* von 1936, die Max Black 1954 zu der systematischen Darstellung einer neuen Metaphorntheorie anregten. Sein Artikel *»Metaphor«* wirkte bahnbrechend; auch heute bildet er noch den wichtigsten Bezugspunkt für alle Diskussionen um die kognitive Funktion der Metapher. Daher möchte ich ihn hier etwas auführlicher präsentieren, um von dort aus das Problemfeld genauer zu vermessen.

(2.2.3.1.) Konflikttheorie

Zuvor muß aber der Umfang des Begriffs, der im historischen Durchgang nicht anders als unscharf bleiben konnte, erst noch präziser bestimmt werden. In der historischen Erörterung des Phänomens mußte er allein deshalb schon vage bleiben, weil sein Referenzbereich im Laufe der Zeit immer wieder Änderungen unterworfen war. So hatte sich gezeigt, daß der relativ unspezifische Metaphernbegriff bei Aristoteles von der römischen Rhetorik auf Ähnlichkeits- und Analogietropen eingeengt worden ist. Dieser Differenzierungsgewinn ging allerdings nach und nach wieder verloren, so daß der Ausdruck »Metapher« schon im 17. Jahrhundert oft wieder benutzt wurde, um die Gattung schlechthin zu bezeichnen. Auf diese »relative Verkümmerung« hat im Anschluß an Jean Rousset vor allem Gérard Genette hingewiesen.[87] Für Genette ist das Schicksal dieses Begriffs Teil einer beklagenswerten Verkümmerung der Rhetorik insgesamt, die er bis heute anhalten sieht. Sie wird danach zunächst auf eine Theorie der Tropen reduziert. Auch deren Vielzahl -Dumarsais zählte immerhin noch 18 Arten- wird schließlich immer weiter eingeschränkt, bis meist nur noch das zentrale Figurenpaar Metapher und Metonymie übrigbleibt.

Der Sog, der von der Metapher ausgeht, wirkt in zwei Richtungen. Zum einen zieht er alle Ähnlichkeitsfiguren in sich hinein -wie dies etwa auch bei Blumenberg der Fall ist-, zum anderen wird sie oft zu *der* Figur der Rhetorik schlechthin, in die schließlich sogar die polare Opposition von Metonymie und Metapher zusammenfällt; was bleibt, ist die »in ihrer sinnlosen Herrschaft erstarrte Metapher«. Genette sieht hier das psychologisch motivierte Bedürfnis nach einem Zentrum, den fatalen Hang zu einem universellen »Zentrozentrismus«.[88]

Es sei dahingestellt, ob sich diese fast schon geschichtsphilosophisch anmutende Theorie in all ihrer Stringenz wirklich verifizieren läßt; wichtiger scheint mir, daß solch ein unspezifischer Metaphernbegriff heute bei vielen Autoren anzutreffen ist, nicht nur bei den von Genette direkt angesprochenen Jacques Sojcher und Michel Deguy.[89] Harald Weinrich z.B. definiert die Metapher generell als »wider-

---

[87] Vgl. *Genette* (1983)

[88] *Genette* (1983) 244

sprüchliche Prädikation«[90], womit er sich explizit gegen die Auffassung der Metapher als Gleichnis wendet. Daher wird für ihn auch insbesondere die kühne Metapher zum Paradigma der ganzen Gattung. Denn speziell in dieser Extremform kann die Widersprüchlichkeit der Prädikation nicht verborgen bleiben.
Eine ähnliche Stoßrichtung verfolgt Nelson Goodman. Wenn er aber jede Form von Ähnlichkeit oder Analogie als Funktionsprinzip des Metaphorischen zurückweist, so ist das eine Konsequenz seiner Symboltheorie überhaupt. Schon den eigentlichen Bildern spricht er ab, daß sie qua Ähnlichkeit repräsentieren könnten. Denn was vom Betrachter als ähnlich oder unähnlich akzeptiert würde, sei im hohen Maße konventionell. Goodman identifziert jeden Rekurs auf Analogisches mit der naiven Vorstellung eines »unschuldigen Auges«. In Anlehnung an Ernst Gombrich verwirft er aber solch eine Ansicht und betont nachdrücklich, daß jedes Auge, das überhaupt etwas erfassen will, schon ein geschultes sein muß.[91] Unsere Sicht auf die Dinge ist unvermeidlich geprägt durch Gewohnheit, Vorurteile und Notwendigkeiten, die die Sinnesdaten selektieren und organisieren, einiges zurückweisen und ausblenden, anderes hervorheben, miteinander verknüpfen, kurz: die Sinnesreize organisieren.
Eine Repräsentation zu verstehen ist also kein Ergebnis natürlicher Ähnlichkeit zwischen ihr und dem Original, auf das sie referiert, sondern ein erlernter Konstruktionsakt, in dem das Bild den Gegenstand denotiert; die Darstellung ist ein Etikett für das Objekt.[92] Folgerichtig verbannt Goodman die Ähnlichkeit auch aus der Definition der Metapher. Erkennungsmerkmal dieser Sprachfigur ist dann allgemein der Konflikt. Sie entspricht damit der widersprüchlichen Prädikation Weinrichs. An anderer Stelle knüpft Goodman an Gilbert Ryles Begriff des Kategorienfehlers an.
Kategorienfehler sind für Ryle die grundsätzlich falsche begriffliche Organisation von Tatsachen. Das theoretische Ergebnis dieser Fehlorganisation nennt er auch »Mythos«. In der Einleitung seines Buches *»Der Begriff des Geistes«* schreibt Ryle: »Ein Mythos ist natürlich kein Märchen. Er ist die Darstellung von Tatsachen, die zu einer bestimmten Kategorie gehören, in einer zu einer anderen Kategorie gehörigen Ausdrucksweise.«[93] Goodman findet in dieser Bestimmung schon die Grundstruktur der herkömmlichen Metapherndefinition wieder: Etwas wird von einer Art auf die andere übertragen, ein Wort durch ein anderes ersetzt. Hinzu kommt, daß bei Ryle Ersatz und Ersetztes in logisch nicht kompatible Sphären gehören, das Ergebnis also in sich widersprüchlich ist.

---

[89] *Genette* (1983) 244-48, vgl. z.B. *Sojcher* (1983) 216: *»So gesehen ist die Metapher nicht mehr bloß* eine *Stilfigur unter anderen, sondern* die *Figur, der Tropus der Tropen.«*
[90] *Weinrich* (1983) 330
[91] Gombrich allerdings weist Goodmans Aneignung seiner Theorie des unschuldigen Auges zurück. Vgl. *Gombrich* (1972), (1984) 275ff, *Gombrich/Eribon* (1993) 90f.
[92] Vgl. *Goodman* (1976) Abschn. I
[93] *Ryle* (1969) 4f

Während bei Ryle der Mythos aber nur als Problem der philosophischen Wahrheitsfindung erscheint[94], transferiert Goodman seine Defintion in den Bereich der Metapher und wendet sie so ins Positive: Die Metapher ist ein »kalkulierter Kategorienfehler«.[95]

Daß diese Bestimmungen auch auf viele andere Tropen passen, sieht Goodman nicht nur selbst; er nimmt das sogar billigend in Kauf. So wird »Metapher« zum Oberbegriff, unter dem sich bei ihm zum Beispiel auch Litotes, Hyperbel, Ironie und diverse andere Figuren versammeln.[96]

Man kann das nun lediglich für eine nicht weiter ins Gewicht fallende Frage der Benennung halten. Solch ein Begriffssystem, das »Metapher« zum Oberbegriff der gesamten Gattung macht, hätte allerdings keinen speziellen Begriff für die Art widersprüchlicher Prädikation, die nicht als Litotes, Ironie, Hyperbel oder ähnliches zu bestimmen ist. Man hätte sich in die einigermaßen ungeschickte Position manövriert, neben der »generalisierten Metapher« terminologisch noch eine »Metapher strictu« einführen zu müssen.[97]

Aber diese Verallgemeinerungsstrategie produziert nicht einfach einen begrifflichen Schönheitsfehler, nicht nur eine Einbuße an terminologischer Differenzierungskraft, was Grund genug wäre, ihr nicht ohne besonderen Zwang zu folgen. Sie hinterläßt auch einen ganz bestimmten Mangel an sachlichem Erklärungsgehalt. Während für die Ironie und die meisten ihrer Schwestertropen ein je spezifisches Funktionsprinzip angegeben werden kann, muß die Metapher strictu auf das Prinzip der ganzen Gattung zurückgreifen: den Widerspruch. Und der ist insofern gar kein Prinzip, als nicht angebbar ist, wie er produktiv wird. Jegliche differentia specifica, die den besonderen Erfolg der Metapher, den Grund, daß wir sie überhaupt mit Sinn belegen, zu erklären vermag, fehlt.

Nun ist diese extreme Ausweitung der Metapherndefinition aber keineswegs eine notwendige Folge des Kampfes gegen das Analogieprinzip. Schon Ivor Richards, selbst kein unbedingter Freund der Ähnlichkeit, diskutiert das Problem — und zwar anhand der berühmten Formel André Bretons, daß es der höchste Ehrgeiz der Poesie sei, zwei möglichst weit voneinander entfernte Objekte aneinander-

---

[94] Ryles Programm ist es, Mythen in der Philosophie zu zerstören, eine Aufgabe, die kategorieller, nicht empirischer Natur ist. Tatsachen werden dabei nicht geleugnet, sondern umgestellt, wobei Kategorienfehler beseitigt werden sollen. "Philosophie besteht darin, Kategoriengewohnheiten durch Kategoriendisziplin zu ersetzen." *Ryle* (1969) 5

[95] Oder wenn man es gern selbst metaphorisch hätte: *»Briefly, a metaphor is an affair between a predicate with a past and an object that yields while protesting.« Goodman* (1976) 69, und: *»Indeed, a metaphor might be regarded as a calculated category-mistake, or rather as a happy and revitalizing, even if bigamous, second marriage.«* (73) Daß Goodman Ryles Begriff radikal umwertet, ist das folgerichtige Ergebnis seines grundsätzlich anders ansetzenden Wahrheitsverständnisses. Vgl. Goodman (1984).

[96] Vgl. *Goodman* (1976) 68-85, insbes. 81ff.

[97] *Sojcher* (1983) 216

zuhalten und sie zu vergleichen. Richards hält diese heroische Methode, zwei Gegenstände ohne Rücksicht auf Verluste miteinander in Kontakt zu bringen, für eine überzogene Reaktion auf die lange Zeit herrschende, zu kleinliche Ähnlichkeitsdoktrin. Wichtiger sei, daß sich der Verstand immer bemühe, zwei Phänomene, die auf den ersten Blick nicht zueinander gehören, miteinander zu verknüpfen.[98]

(2.2.3.2.) Substitutions-, Vergleichs- und Interaktionstheorie - Max Blacks Neuansatz

Die Frage, auf die wir damit aber wieder zurückgeworfen werden, ist die nach eben jenem Verknüpfungsprinzip. Max Black unterscheidet in dem schon erwähnten Artikel *»Metaphor«*[99] drei Arten der Metaphorntheorie: die Substitutions-, die Vergleichs- und die Interaktionstheorie. Um ihre Eigenheiten präziser erklären zu können, definiert er zunächst einmal ein spezielles begriffliches Instrumentarium. Die Hauptunterscheidung, die er einführt, ist die zwischen dem *Rahmen* und dem *Fokus* einer Metapher. In seinem Beispielsatz: »Der Vorsitzende pflügt durch die Diskussion«, wäre »pflügt« der Fokus und der Rest des Satzes der Rahmen. Metaphernfokus ist also das Wort oder der Ausdruck, der quer zum normalen Verständnis des Satzes steht, das, was man landläufig die »Metapher«

[98] *Richards* (1983) 47-49. *Künne* (1983) 18ff nennt diese Art, die Metapher zu bestimmen, die »These von der semantischen Abweichung« und bemerkt dazu ebenso richtig wie lapidar, daß sie keine Strategie zur Interpretation der Metapher bereitstelle, aber vielleicht, so gesteht er zu, verhilft diese Theorie ja immerhin dazu, etwas darüber auszusagen, wie man eine Metapher erkennt. Auch hierin versagt sie, weil -so Künne- nicht alle Metaphern kategorial absurd sind, einige vielmehr buchstäblich wahr. (Berühmtes Standardbeispiel: »Kein Mensch ist eine Insel«.) Das ist schon oft gesehen worden, vgl. *Richards* (1983) 43, *Black* (1983b) 403, *Searle* (1982) 127. Ich werde die Frage nach der Erkennbarkeit der Metapher nicht ausführlicher erörtern, weil sie mir nebensächlich erscheint. Nur soviel: Meist wird sie so beantwortet, daß man sagt, eine Äußerung sei dann ein Tropus, wenn mit ihr, wollte man sie buchstäblich verstehen, irgend etwas nicht in Ordnung ist, sei es, daß sie falsch, sei es, daß sie absolut trivial wäre. Es bleibt dann zu entscheiden, ob es sich um eine Metapher oder um eine andere Figur handelt. Künne scheint mir hier auf der richtigen Spur, wenn er schreibt, eine indirekt mitteilende Äußerung sei genau dann metaphorisch zu verstehen, *»wenn diese Interpretation eine korrekte Erklärung der sprachlichen Handlung nach dem Grundsatz von der zu unterstellenden Zweckrationalität ermöglicht.«* (196) Der Grundsatz von der zu unterstellenden Zweckrationalität behauptet, daß das, was der Sprecher zu verstehen geben will, nicht mit dem propositionalen Gehalt des Satzes identisch ist, also ein pragmatisches Verstehen einschließt. *Künne* (1983) 185. Ich würde mich hier auch von der Sprecherintention trennen und noch allgemeiner formulieren: »Jede Aussage, die als Metapher verstanden werden kann, darf als Metapher verstanden werden.« Dies entspräche etwa Ricoeurs Prinzip der Reichhaltigkeit, nach dem ein Text alles bedeutet, was er bedeuten kann (vgl. *Ricoeur* (1983) 368). Das Kriterium der Offenheit, das -wie sich noch zeigen wird- zentral für die Metapher ist, sollte nicht nur für ihr Verständnis, sondern auch zu ihrer Identifizierung dienen.

[99] *Black* (1983a)

zu nennen geneigt ist. Entscheidend ist aber, daß sowohl Richards als auch Black die gesamte Aussage und nicht nur eines ihrer Worte als Metapher bezeichnen. Richards hatte schon vor Black innerhalb der metaphorischen Aussage eine Unterscheidung eingeführt, deren Elemente er »Tenor« und »Vehikel« nannte, wobei das Vehikel in etwa mit dem Blackschen Fokus übereinstimmt -also dem Satzbestandteil, der der Aussage ihren besonderen Sinn gibt-, während Tenor etwas meint, auf das sich das Vehikel bezieht. Man kann auch sagen, Tenor sei der Hauptgegenstand des Satzes und Vehikel der untergeordnete. Nehmen wir den Aphorismus Chamforts, den Richards gern als Beispiel benutzt: »Die Armen sind die Neger Europas.« Die »Armen« sind hier der Tenor, die »Neger« das Vehikel.
Nun schreibt Richards ausdrücklich:

> *Wir brauchen das Wort »Metapher« für die ganze Doppeleinheit;* es manchmal nur für eine der beiden Komponenten in Abgrenzung zur anderen zu gebrauchen, ist ebenso unklug wie jener andere Trick, mit dessen Hilfe wir »die Bedeutung« manchmal auf die Leistung der ganzen Doppeleinheit anwenden und manchmal auf die andere Komponente -die ich Tenor nenne- nämlich auf die zugrunde gelegte Vorstellung oder den Hauptgegenstand, die das Vehikel oder die Figur meint.[100]

Auch für Black ist »Metapher« letztlich die gesamte Aussage.[101] Das ist eine Neuerung von einschneidender Wichtigkeit. Vor allem Paul Ricoeur sieht in seiner großen Studie *»Die lebendige Metapher«* damit den Übergang von der Worttheorie zu einer Aussagentheorie der Metapher gegeben.[102] Leitautor für Ricoeur ist allerdings zunächst Emile Benveniste, vor dessen Hintergrund er die Ergebnisse der angelsächsischen Sprachtheorie liest. Nach Benveniste läßt sich die Semantik des Satzes nicht auf die Semiotik seiner lexikalischen Elemente reduzieren. Die Einheit des Satzes ist demnach mehr als die Summe seiner Teile, der Wörter. Der Satz beruhe zwar auf dem Wort, aber im Übergang von diesem zu jenem träten neue Eigenschaften hervor.[103] Richards gehe jetzt noch einen Schritt weiter, indem er eine radikale Kontexttheorie der Bedeutung postuliere.[104]

---

[100] *Richards* (1983) 37

[101] Das wird vielleicht auf den ersten Blick nicht so deutlich, gerade wenn Black z.B. schreibt, daß das fokale Wort eine neue Bedeutung gewinne etc. Vgl. *Black* (1983a) 69. Dort diskutiert er aber eine Auffassung, die er -wie unberechtigt auch immer- Richards zuschreibt, nicht seine eigene. Indes ist bei ihm meist von »metaphorischer Aussage« die Rede (vgl. S.75). In späteren Aufsätzen schreibt er explizit: *»Dem Leser wird meine Erwähnung metaphorischer 'Aussagen' aufgefallen sein. Tatsächlich gilt mein ständiges Interesse ganzen metaphorischen Aussagen und, davon abgeleitet, den Aussage-Bestandteilen (metaphorisch gebrauchten Wörtern oder Wendungen), und zwar nur in ihrem Vorkommen in* spezifischen *und relativ vollständigen Ausdrucks- und Kommunikationsakten. (Künftig steht 'Metapher' abgekürzt für 'metaphorische Aussage'.)«* *Black* (1983b) 386. Sowie auch: *«I shall use 'metaphor' throughout this paper as a concise way of referring to metaphorical* statements.« *Black* (1979) 131, Anm. 1

[102] Vgl. *Ricoeur* (1986) III. Studie.

[103] *Ricoeur* (1986) 121

Doch zurück zum Instrumentarium: Sowohl für Richards als auch für Black ist die Metapher also die Einheit zweier Elemente, zweier Pole, beim einen, die von Tenor und Vehikel, beim anderen die von Rahmen und Fokus. Beide Unterscheidungen stehen versetzt zueinander, schneiden sich allenfalls in dem, was jeweils mit Fokus bzw. Vehikel gemeint ist. Denn während Tenor und Vehikel immer die beiden Gegenstände bezeichnen, die zueinander in Beziehung gesetzt werden, muß der Hauptgegenstand, auf den der Fokus referiert, im Rahmen überhaupt nicht erscheinen. Nehmen wir zum Beispiel Virginia Woolfs Metapher »Eine zuvorkommende Drossel hüpfte über den Rasen; ein Geringel rötlicher Gummischnur wand sich in ihrem Schnabel.«[105] Hier ist der Rahmen die zuvorkommende Drossel, die über den Rasen hüpft und etwas im Schnabel hält. Durch ihn wird »ein Geringel rötlicher Ringelschnur« eindeutig zum Metaphernfokus. Dennoch ist die ganze Metapher nicht verständlich ohne etwas, worauf der Fokus referiert und das selbst nirgends buchstäblich erscheint: einen Regenwurm. Dieser Regenwurm wäre aber der unausgesprochene, gleichwohl unentbehrliche und deshalb mitzudenkende Tenor, auf den sich das Vehikel »Gummischnur« bezieht.
Obwohl also Black mit seiner Rahmen-Fokus-Unterscheidung vom Verhältnis zweier *Gegenstände* abrücken und damit die Tenor-Vehikel-Beziehung überwinden will, wird man auf Richards Begriffspaar nicht ganz verzichten können.[106] Das zeigt sich besonders auch an dem von Black eingeführten Begriff des Metaphernthemas. Dies Thema wird durch die Formel »die Metapher von A als B« ausgedrückt und ist eine Abstraktion der metaphorischen Aussage aus ihrem Kontext. In »A als B« sind aber Haupt- und untergeordneter Gegenstand -oder Tenor und Vehikel- wieder präsent.

Die Auffassung, wie sich jenes A zu diesem B verhält, prägt nun die jeweilige Metaphorentheorie. Die einfachste der drei von Black skizzierten Auffassungen ist die *Substitutionstheorie*. Danach steht der metaphorische Ausdruck in einem Satz stellvertretend für ein anderes Wort oder einen anderen Ausdruck, der den gleichen Sachverhalt buchstäblich ausdrücken würde. In »Richard ist ein Löwe« steht

[104] *Ricoeur* (1986) III.1

[105] *Virginia Woolf:* »Zwischen den Akten«, Frankfurt/M 1963, 13; ich entleihe das schöne Beispiel von *Henle* (1983) 85.

[106] Black kritisiert Richards' Unterscheidung in einer längeren »terminologischen Anmerkung« (*Black* (1983a) 77, Anm. 23). Sein Hauptargument gegen das Begriffspaar ist letztlich, daß ihr Autor es zu unscharf verwende. Black selbst hat aber keinen begrifflichen Ersatz dafür, sondern muß statt dessen ein kompliziertes formales Symbolsystem einführen, wo für Rahmen (»frame«) »F« steht, für den im Fokus erscheinenden metaphorischen Ausdruck (»expression«) »E«, so daß die metaphorische Aussage »F(E)« wäre. Zu dieser Rahmen-Fokus-Symbolisierung muß dann doch wieder ein Hauptgegenstand (»principal subject«) »P« und ein untergeordneter Gegenstand »S« eingeführt werden. Obwohl gegen Richards' Begriffspaar u.a. eingewandt wurde, daß er die Elemente oft verdingliche, scheint mir daher die Unterscheidung von Richards bei hinlänglicher Präzisierung durchaus noch brauchbar.

also -um ein simples Standardbeispiel zu nehmen- »Löwe« für »tapfer«; »Löwe« könnte durch »tapfer« problemlos substituiert werden.
Als zweites beschreibt Max Black die *Vergleichstheorie* der Metapher, die davon ausgeht, daß das Prinzip der Substitution eine beiden zugrundeliegende Ähnlichkeit oder Analogie sei. Damit ist mehr oder weniger der Standpunkt der klassischen Rhetorik, die die Metapher als verkürztes Gleichnis verstand, bezeichnet.

> Kurz gesagt, sieht die Substitutionstheorie »den ganzen Satz, der als locus der Metapher fungiert, als Ersatz für eine Menge von Sätzen mit wörtlichen Bedeutungen« (61), während die Vergleichstheorie die unterstellte wörtliche Paraphrase als eine Aussage mit gewisser Ähnlichkeit oder Analogie auffaßt und damit in jeder Metapher ein komprimiertes oder elliptisches *Gleichnis* sieht (66).[107]

In den Augen Max Blacks ist die Vergleichstheorie damit ein Sonderfall der Substitutionstheorie, denn auch nach ihr kann der metaphorische Ausdruck ersetzt werden, wenn auch nicht durch einen anderen, wörtlichen Ausdruck, sondern durch einen Vergleich.
Keine der beiden Formen traditioneller Theorie könne aber, wendet Max Black nun ein, die Wirkung der Metapher in allen Fällen befriedigend erklären. Gegen die Ähnlichkeitstheorie hat schon Richards argumentiert. Zwar sei eine gewisse Ähnlichkeit zwischen Tenor und Vehikel meist vorhanden, gleichzeitig bestehe zwischen ihnen aber auch eine bestimmte Unähnlichkeit, die für die Wirkungsweise der Metapher viel entscheidender sei.[108] Oft ist sogar nicht einmal die in der Vergleichstheorie postulierte Ähnlichkeit, die an beiden Polen der Metapher umstandslos zu erkennen sein soll, ersichtlich. Richards und Black sind sich einig, daß in der Metapher die Ähnlichkeit weniger vorauszusetzen sei als erst eigentlich durch sie hergestellt werde. Daher bedarf es einer dritten, der *Interaktionstheorie*, die erklärt, wie diese partielle Gleichheit zustande kommt.
Die Interaktionstheorie ist zunächst eine *Filtertheorie*. In einer Metapher, sagen wir: »Der Mensch ist des Menschen Wolf«, wird der im Rahmen präsente Hauptgegenstand in der Brechung durch den im Metaphernfokus situierten Begriff betrachtet: Der Mensch also durch den »Wolf«. Nun stellt sich ein durchschnittlicher Mitteleuropäer des 20. Jahrhunderts aber in der Regel beim Begriff »Wolf« ganz bestimmte Eigenschaften, zum Beispiel »wild«, »verschlagen«, »räuberisch« etc., vor. Diese Eigenschaften sind das, was Black als ein »System miteinander assoziierter Gemeinplätze« bezeichnet. Dieses Implikationssystem funktioniert wie ein Filter, durch den der Hauptgegenstand betrachtet wird.

> Ein geeigneter Zuhörer wird durch die Implikationen des Wolf-Systems zur Konstruktion eines entsprechenden Systems von Implikationen des Hauptgegenstands gebracht. Diese Implikationen werden jedoch *nicht* denen entsprechen, die beim wörtlichen Gebrauch von »Mensch« *normalerweise* in den Gemeinplätzen enthalten sind. Die neuen Implikationen müssen von demjenigen Implikationsmuster de-

[107] *Black* (1983b) 391, mit Selbst-Zitaten aus *Black* (1983a).
[108] *Richards* (1983) 50

> terminiert sein, das mit den wörtlichen Verwendungen des Wortes »Wolf« verbunden ist. Alle jene menschlichen Charaktermerkmale, über die sich ohne unnötige Überstrapazierung in »Wolf-Sprache« reden läßt, werden dabei deutlich hervortreten, während diejenigen, für die das nicht möglich ist, in den Hintergrund gedrängt werden. Die Wolf-Metapher unterdrückt einige Details und betont andere - kurz gesagt, sie organisiert unsere Ansicht vom Menschen.[109]

Bedeutsam ist am fokalen Begriff also nicht seine lexikalische Bestimmung im engeren Sinne, sondern ein mehr oder weniger diffuses Feld mitschwingender Assoziationen, die eine kulturelle Gemeinschaft teilt. Daraus folgt auch, daß diese Implikationen nicht immer und unbedingt zutreffend sein müssen. Was ein Verhaltensforscher über den Wolf als real existierendes Tier, das vielleicht mehr Moralität hat als allgemein angenommen, herausfindet, mag in ferner Zukunft vielleicht mal das Verständnis der Metapher bestimmen, ist aber zunächst, d.h., solange wie sich diese Assoziationen noch nicht allgemein durchgesetzt haben, irrelevant. Die Implikationssysteme können durchaus äußerst komplex sein: Zum Beispiel können sie ebenfalls Metaphern, sogenannte »untergeordnete Metaphern«, enthalten, die beim Transfer auf den Hauptgegenstand selbst eine Bedeutungsverschiebung erleiden.

In einem zweiten Schritt wird aus der Filtertheorie eine echte Interaktionstheorie. Denn Max Black geht davon aus, daß nicht nur der untergeordnete Gegenstand im Fokus den Hauptgegenstand organisiert, sondern dieser Filter selbst schon durch den Charakter desjenigen Systems, auf das er angewendet werden soll, modifiziert wird. Der Mensch wird also nicht nur verwolft, sondern der Wolf auch menschlicher.

Von dieser Interaktionstheorie her läßt sich nun auch der Funktionswechsel der Metapher verstehen. Zur Substitutions- und Vergleichstheorie paßt ihr ornamentaler Charakter. Wenn sich die Ähnlichkeit der Metaphernpole beim Leser problemlos einstellt, dann produziert sie auch keine neue Erkenntnis. Sie hat dann nur Schmuckfunktion. Andererseits wird man von solch einem dekorativen Verständnis figürlichen Sprechens her die kühne Metapher ächten müssen, denn sie verhindert gerade, daß die partielle Gleichheit beider Pole sich ohne weiteres einstellt.

Das didaktische Verständnis der Metapher ist allerdings schon auf dem Wege zu einer produktiven Sicht dieser Figur. Dennoch ist die vorausliegende Ähnlichkeit gesichert, weil sie vom Wissen des Lehrers her gewährleistet und im Lernenden etwas prinzipiell Existierendes nur re-produziert wird.

Erst mit der Interaktionstheorie, die davon ausgeht, daß die in der Figur wirkende Analogie in ihr nicht vorausgesetzt ist, sondern durch das Zusammenspiel zweier Implikationssysteme erst entsteht, kann von einer genuin *erkenntnisproduzierenden Funktion* der Metapher gesprochen werden.

Allerdings will Max Black die beiden älteren Theorien nicht umstandslos durch seine Interaktionstheorie ersetzen. Vielmehr geht er davon aus, daß alle drei

---

[109] *Black* (1983a) 72

gleichermaßen nebeneinander existieren können und ihr je eigenes Recht haben. Es gibt viele banale Fälle, die sich ohne weiteres nach der Substitutions- oder der Vergleichstheorie erklären lassen, wofür man also nicht den umständlichen und komplizierten Apparat der Interaktionstheorie aufbauen muß. Allerdings sind nur die nicht-trivialen Metaphern, die dieser avancierten Erklärungsmethode bedürfen, philosophisch interessant.[110]

[110] Vgl. *Black* (1983a) 76ff.

(2.3) Zur Rolle der Ähnlichkeit

(2.3.1) Der Mythos der Substitutionstheorie

Soweit die Grundexposition von Max Black. Manches an ihr mag nicht überzeugend erscheinen; vieles ist sicher noch im Detail klärungsbedürftig. So haben denn auch verschiedene Autoren schon an dem einen oder anderen Punkt angesetzt, um ihn zu präzisieren oder zu kritisieren. Von grundsätzlichem Interesse erscheint mir eine kritische Erörterung der Rolle, die Black der Ähnlichkeit zugedacht hat. Er hat sie auf das Grundprinzip von nur einer der drei Theorien, der Vergleichstheorie, eingeschränkt. Wenn man aber ihr Verhältnis zu den anderen Ansätzen genauer betrachtet, läßt sich diese Depotenzierung nicht aufrechterhalten. Die Unterscheidung von Substitutions- und Vergleichstheorie erscheint mir überhaupt überflüssig, ja sogar irreführend.

Denn während Vergleich und Interaktion immerhin Kriterien liefern, die die Verknüpfung von Tenor und Vehikel erlauben, sagt »Substitution« nichts darüber aus, warum das eine Wort das andere ersetzen kann, nicht aber ein drittes; warum beispielsweise »Richard ist tapfer« durch »Richard ist ein Löwe«, aber nicht durch das viel dekorativere »Richard ist eine Rohrdommel« substituiert werden darf. Darin ist diese Theorie also nicht viel besser als die Behauptung, die Metapher sei ein kalkulierter Kategorienfehler. In der Tat ist sie in Gefahr, wie diese auf jede Sprachfigur zu passen.

Dem könnte man natürlich entgehen, wollte man behaupten, die Substitution geschehe gewohnheitsmäßig. Es habe sich nun einmal so eingebürgert, »Richard ist ein Löwe« zu sagen, wenn wir »Richard ist tapfer« meinen.[111] Dann aber ist die Metapher keine wirkliche Metapher mehr, allenfalls eine tote, die niemals lebendig war. Wenn die Substitutionstheorie ein Prinzip der Ersetzung angeben soll, ist sie daher immer schon eine andere Theorie; gewöhnlich arbeitet sie dann mit dem Vergleich.

Überhaupt kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Substitutionstheorie lediglich ein Strohmann ist, aufgebaut allein zu dem Zweck, zerstört zu

---

[111] Richard Löwenherz ist ein Beispiel dafür, daß es offensichtlich nicht nur tote Metaphern, sondern auch tote Beispiele gibt. Obwohl man diese Metapher heute wohl eher selten im allgemeinen Sprachgebrauch antreffen wird, ist sie unter Metapherntheoretikern -Aristoteles sei's geklagt- immer noch äußerst beliebt. Das Beispiel ist als solches tradiert und wird rein intellektuell benutzt, ohne daß es noch von der durchschlagenden Überzeugungskraft wäre, die es in einer vorindustriellen Gesellschaft gehabt haben muß. Tapferkeit hat ja ihre hervorgehobene Stellung im Tugendkatalog seitdem verloren. Max Black findet übrigens selbst, daß es ein *»einigermaßen unglückliches Beispiel«* ist, und kann sich nur schwer vorstellen, daß jemand heutzutage so etwas sagt und ernsthaft etwas damit meint. *Black* (1983a) 64. Ein hübsches Beispiel für die kulturelle Bedingtheit von Metaphern. Sie funktioniert nicht mehr in einer Welt, die Löwen in erster Linie als schläfrige Zoo-Bewohner oder freundliche Nebendarsteller in den Familienserien des amerikanischen Fernsehens kennt.

werden. Keiner, der *sie* vorstellt, kann einen überzeugenden Vertreter, der *sie* affirmativ benutzt hätte, angeben. So destruieren sich bezeichnenderweise schon Blacks Beispiele selbst. Sein erster Belegautor ist Richard Whately, dessen von Black mitzitierte Definition explizit die Bestimmung »aufgrund der Ähnlichkeit oder Analogie ihrer Bezeichnungen«[112] angibt. Und ebenso ist es bei allen anderen Gewährsmännern.[113]

Eine letzte Möglichkeit, die Unterscheidung zu retten, könnte Black so verstehen, daß er Ähnlichkeit durchaus in beiden Fällen zuläßt, doch den Schwerpunkt darauf legt, daß sich im ersten Fall der ursprüngliche Ausdruck und das Substitut, also zwei Wortinhalte, ähneln und im zweiten die Paraphrase selbst kein Begriff, sondern ein Vergleich ist. Diese Interpretation könnte das Beispiel nahelegen, mit dem Black die Vergleichstheorie illustriert hat:

> Als Schopenhauer einen geometrischen Beweis eine Mausefalle nannte, sagte er (wenngleich nicht explizit) nach der Vergleichstheorie folgendes: »Ein geometrischer Beweis ist *wie* eine Mausefalle, weil beide eine trügerische Belohnung verheißen, ihre Opfer allmählich anlocken, zu unangenehmen Überraschungen führen, etc.« Dies ist eine Auffassung von der Metapher als elliptischem *Gleichnis*.[114]

---

[112] Zit. n. *Black* (1983a) 62.

[113] Noch kurioser behandelt Künne die Substitutionstheorie. Als ersten Beleg zitiert er Gottsched mit der Wendung: *»Die Metaphore ist eine verblümte Redensart, wo man anstatt eines Wortes, das sich im eigentlichen Verstande zu der Sache schicket, ein anderes nimmt (...).«* Sieht man sich aber an, wofür die drei Pünktchen stehen, so ist folgende Fortsetzung des Zitats zu entdecken: *»... ein anderes nimmt, welches eine gewisse Ähnlichkeit damit hat, und also ein kürzeres Gleichnis in sich schließt.« Künne* (1983) 182, *Gottsched* (1751) 266. Auch Gottsched ist also durchaus ein Vergleichstheoretiker.

Künnes zweiter Substitutionstheoretiker ist John Searle. Was man auch immer gegen Searles Metaphorntheorie einwenden mag, er bekennt sich nirgends zur Substitutionstheorie. Künne erschließt diese Zugehörigkeit vielmehr aus Searles Bemerkung, daß man eine metaphorische Äußerung in eine buchstäbliche übersetzen kann, sie also paraphrasieren könne. Dies sei das Hauptproblem ihrer Erklärung. Selbst wenn Searle sich nicht an anderer Stelle auch gegen eine umstandslose Paraphrasierbarkeit ausgesprochen hätte (*Searle* (1982) 136ff), wäre Künnes Argument nicht stichhaltig. Zwar müßten alle Substitutionstheoretiker -wenn es sie denn gäbe- die Paraphrase zulassen, aber nicht jeder Anhänger der Paraphrase ist ein Substitutionstheoretiker. Auch Vergleichstheoretiker haben nichts gegen Paraphrasen (vgl. *Künne* (1983) 182, *Searle* (1982), sowie auch *Black* (1983b) 391).

Übrigens ist auch Künnes Hauptargument gegen eine angenommene Substitutionstheorie nicht überzeugend. Er beruft sich auf eine antike Argumentation und behauptet, daß Metaphern oft da ins Spiel kommen, wo es gar kein buchstäbliches Wort gebe, das zu ersetzen wäre. Abgesehen davon, daß niemand behauptet, daß das zu Substituierende immer nur ein einzelnes Wort sein muß, handelt es sich bei der angesprochenen Problematik um die der Katachrese, die mit der der Metapher nicht zu verwechseln ist.

[114] *Black* (1983a) 66

Es ist schon verschiedentlich darauf hingewiesen worden[115], daß Schopenhauer keineswegs all das gesagt hat, was Black ihm in diesem Zitat unterstellt, sondern -wenn er ein Vergleichstheoretiker war- nur, daß ein geometrischer Beweis *wie* eine Mausefalle ist. Die Hinsichten, in denen dieser Vergleich zutrifft, bleiben offen.[116]

Wie man sich auch dreht und wendet, auf dieser Stufe der Metaphorntheorie bedarf man beider Komponenten: einer Substitution qua Ähnlichkeit oder Analogie und eines Vergleichs, der diese Übereinstimmung von Tenor und Vehikel -wie auch immer- feststellt. Substitution und Vergleich sind mithin nicht die Prinzipien zweier unterschiedlicher Theorien, sondern lediglich zwei Aspekte einer Theorie. Schon das Verständnis der Metapher als Ornament braucht aber im Grunde beide.

[115] Z.B. *Davidson* (1986) 356f, *Künne* (1983) 189.

[116] Zur Problematik von Vergleich und Metapher siehe hier Abschnitt (2.4).

(2.3.2.) Aspekte der Interaktionstheorie I: Das Metaphernthema

Die viel wichtigere Frage ist nun, wie sich diese so verstandene substituierende Vergleichstheorie zur Interaktionstheorie verhält. Daß »Ähnlichkeit« auch in der Interaktionstheorie eine Rolle spielt, wird von Black keineswegs geleugnet, nur sei ihr Stellenwert ein anderer als in der Vergleichstheorie. Was aber meint dieser entscheidende Satz, daß es in einigen Fällen aufschlußreicher sei zu sagen, »die Metapher schafft Ähnlichkeit, statt zu sagen, sie formuliert eine bereits vorher existierende Ähnlichkeit?«[117]

Um diese Frage beantworten zu können, müssen die Eigenschaften der Interaktionstheorie etwas näher untersucht werden. Es sind vor allem drei bestimmte Problemfelder, die stärker beleuchtet werden müssen.

1) Warum legen Richards und Black soviel Wert darauf, daß »Metapher« immer den gesamten Satzzusammenhang von Tenor *und* Vehikel, Rahmen *und* Fokus meint? Warum ist Ricoeur der Meinung, daß der Schritt von einer Wort- zur Aussagentheorie der Metapher so entscheidend ist?

2) Einem weiteren Detail wird von Black und seinen Nachfolgern große Aufmerksamkeit geschenkt: Die Pole der Metapher werden nicht so sehr von Dingen als vielmehr von Implikations*systemen*, Netzen miteinander verknüpfter Assoziationen, gebildet. Welche Folgen hat das für die Vielfalt des in der Metapher angelegten Sinns?

3) Warum ist die Interaktionstheorie eine *Interaktions*theorie? Der Einfluß des Tenors auf das Vehikel, den Black unterstellt, wird in vagen Worten mehr angedeutet als erläutert. Dementsprechend ist hier von anderen Autoren auch Zweifel angemeldet worden.

Wenn diese drei Problemkomplexe präziser untersucht worden sind, kann man sich 4) wieder der zentralen Frage nach dem Kreativitätspotential der Metapher nähern: Wie *schafft* sie Ähnlichkeit, und wie entsteht daraus eine neue Bedeutung?

Zunächst zum Aussagenstatus der Metapher. Nicht nur eine naivere Variante der Metaphorentheorie, sondern auch der alltäglich gängige Sprachgebrauch meint mit »Metapher« meist das fokale Wort des Satzes. Die Konsequenz solch einer Auffassung ist, daß zwischen zwei Arten der Bedeutung unterschieden werden muß: einer buchstäblichen und einer metaphorischen. So heißt es bei Paul Henle zum Beispiel:

> So können wir sagen, daß in der Metapher ein Zeichen mit konventioneller Bedeutung in einer anderen Bedeutung gebraucht wird. (...)
> Diese Dualität der Bedeutung ist für die Metapher charakteristisch, und eine Klärung der Terminologie wird die Bezugnahme auf sie erleichtern. Unter der *wörtlichen Bedeutung* eines Wortes können wir die Bedeutung verstehen, die ein Wort in anderen Zusammenhängen in nicht-metaphorischem Gebrauch hat. Unter *über-*

[117] *Black* (1983a) 68

> *tragener Bedeutung* können wir jene besondere Bedeutung verstehen, an der der metaphorische Charakter hängt.[118]

Abgesehen davon, daß Henles Definition zirkulär ist -buchstäblich ist, was nicht metaphorisch, und metaphorisch, was nicht buchstäblich ist-, führt die Unterscheidung zweier verschiedener Bedeutungsarten auch in die Irre.[119]
Donald Davidson hat diese These dann auch vehement kritisiert.[120] Er behauptet statt dessen, daß die Metapher, d.h. der im Fokus erscheinende Ausdruck, nur das bedeutet, was er buchstäblich bedeutet - und nichts sonst. Diese These wird nun sehr ausführlich und sehr detailreich analysiert, nicht selten mit heftiger Polemik. So bemerkt er, daß, eine besondere Bedeutung in der Metapher selbst anzunehmen, soviel erkläre, wie die Wirkung einer Schlaftablette auf eine ihr inhärente »vis dormativa« zurückzuführen. Sein Hauptargument ist aber, daß einem Wort eine speziell metaphorische Bedeutung zuzuschreiben nicht bedeute, die Metapher zu erklären, sondern sie zu töten:

> Wenn wir uns vorstellen, daß die Wörter in Metaphern unmittelbar ihre Aufgabe erfüllen und auf das zutreffen, worauf sie eben eigentlich zutreffen, besteht kein Unterschied zwischen einer Metapher und der Einführung eines neuen Ausdrucks in unseren Wortschatz: Eine Metapher bilden hieße, ihr den Garaus zu machen.[121]

Das Argument erscheint mir überzeugend. Eine speziell metaphorische Bedeutung eines Wortes anzunehmen würde heißen, wir müssen für ein bereits bestehendes Wort eine neue Bedeutung lernen, so wie das Wort »Schloß« zum Beispiel einerseits einen Mechanismus zum Verschließen von Türen, andererseits aber eine Art Palast meinen kann. Das sind aber zwei Bedeutungen des Wortes, die völlig unabhängig voneinander bestehen. Das Besondere an der Metapher aber ist gerade, daß sie nur deshalb wirkt, weil ihre ursprüngliche, d.h. buchstäbliche Bedeutung mit erhalten bleibt und das Neue mit konstituiert.
Davidson zieht aus diesen Überlegungen[122] nun den Schluß, daß die Wirkweise nicht in der *Bedeutung* der benutzten Wörter begründet liege, sondern in ihrem Gebrauch. Metaphern sagen uns das, was sie sagen, nicht durch das, was sie *be*-deuten, sondern durch das, was sie *an*-deuten. Verglichen mit seiner Analyse ist Davidsons Lösungsvorschlag eher enttäuschend. Er gesteht zu, daß seine Erklärung der Metapher sich inhaltlich gar nicht so sehr von der anderer Theoreti-

---

118 *Henle* (1983) 81f

119 Eine Worttheorie der Metapher auch noch bei *Goodman* (1976), Kap. II.5.

120 Vgl. *Davidson* (1986).

121 *Davidson* (1986) 348

122 Er erörtert noch verschiedene andere Möglichkeiten der Bedeutung von »metaphorischer Bedeutung eines Wortes«, die er aber alle überzeugend abweisen kann. Da ich sie ohnehin nicht so präzise und detailgetreu wie Davidson reproduzieren könnte, sei an dieser Stelle auf den Aufsatz selbst verwiesen.

ker unterscheide. Nicht darin ist er mit ihnen uneinig, wie die Wirkungen der Metapher zu beschreiben wären, sondern nur, wie diese Wirkungen zu erklären sind. Er bestreitet, daß Metaphern einen »spezifischen kognitiven Gehalt« haben.[123]

> Die Vermutung, sie (die Metapher, rz) könne nur durch die Mitteilung einer verschlüsselten Botschaft wirksam sein, ähnelt dem Gedanken, ein Witz oder ein Traum mache eine Aussage, die ein gescheiter Denker in schlichter Prosa neu zu formulieren vermöge. Witz, Traum oder Metapher können uns zwar -ebenso wie ein Bild oder eine Beule am Kopf- dazu veranlassen, eine bestimmte Tatsache zu erkennen - aber nicht, indem sie diese Tatsache bezeichnen oder sie zum Ausdruck bringen.[124]

Daß Davidson auf die Metapher genauso hilflos reagiert wie auf einen Schlag vor den Kopf, liegt nicht zuletzt daran, daß er sich über ihren Status selbst nicht völlig im klaren ist: Mal ist sie das fokale Wort, mal die gesamte Aussage.[125]
Richards' und Blacks Aussagentheorie der Metapher entgeht aber dem Vorwurf Davidsons.[126] **Denn sie behaupten ja nicht, daß einem Begriff, etwa dem fokalen Wort, eine neue, zusätzliche Bedeutung unterlegt werde, sondern, daß in der Metapher als Aussage eine neue Bedeutung entstehe. Was die Metaphern dabei von anderen Aussagen unterscheidet, ist ihr spezifisches Verknüpfungsprinzip.**
Die praktische Folge der Aussagentheorie ist, daß man nun nicht mehr von einer Metapher X sprechen kann, wie es die Worttheorie noch erlauben müßte. Formu-

---

[123] *Davidson* (1986) 367

[124] *Davidson* (1986) 368

[125] So formuliert Davidson z.B. seine Grundthese folgendermaßen: *»In dieser Abhandlung geht es um die Frage, was Metaphern bedeuten, und die These lautet, daß Metaphern eben das bedeuten, was die betreffenden Wörter in ihrer buchstäblichen Interpretation bedeuten, und sonst nichts.«* (343) Hier ist »Metapher« also ein Wort. Andererseits schreibt er aber auch: *»Der augenfälligste semantische Unterschied zwischen Vergleich und Metapher ist, daß alle Vergleiche wahr und die meisten Metaphern falsch sind.«* (360) Dieser Satz ergibt offensichtlich nur Sinn, wenn man »Metapher« hier als Satzzusammenhang, als Aussage, versteht. Noch deutlicher zeigt sich das Dilemma der beiden Bedeutungen von »Metapher« bei Davidson in den Vorüberlegungen zu dem letzten Zitat, in denen beide Bedeutungen in einem Satz erscheinen. Sein Ausgangspunkt ist, daß die buchstäbliche Bedeutung eines Vergleichs nicht mit der buchstäblichen Bedeutung einer Metapher identifiziert werden dürfe.
»Denn wenn wir die buchstäbliche Bedeutung eines entsprechenden Vergleichs zur buchstäblichen Bedeutung der Metapher (1) erklären, schließen wir aus, was wir ursprünglich als die buchstäbliche Bedeutung der Metapher (2) aufgefaßt haben, und wir waren uns beinahe von Anfang an einig darüber, daß diese Bedeutung (2) wesentlich ist für die Wirkung der Metapher, was immer noch hinzukommen muß an nicht buchstäblichen Bedeutungselementen.« (355f, Hervorhebungen und Indexzahlen von mir) Worttheorie (= buchstäbliche Bedeutung der Metapher (2)) und Satztheorie (= buchstäbliche Bedeutung der Metapher (1)) gehen hier also durcheinander.

[126] Obwohl Davidson das natürlich nicht bemerkt und beide mit in den Kreis seiner Gegner einschließt; vgl. *Davidson* (1986) 344. Viel erstaunlicher ist aber, daß Max Black selbst das in seiner umständlichen Erwiderung nur streift, vgl. *Black* (1979).

lierungen wie »die Metapher des 'Wolfs', des 'Armen', des 'Buches' oder des 'Schiffbruchs'« sind also bestenfalls unvollständig. Die kleinstmögliche Einheit, die nach der Aussagentheorie unabhängig von jedem Kontext formuliert werden kann, ist das Metaphernthema, also: »die Metapher von A als B«.[127]
Das zeigt sich ganz konkret, wenn man den Begriff des Netzes etwa in den Fokus verschiedener Rahmen stellt. So ergibt der Satz »Er verfing sich im Netz seiner Lügen.« eine ganz andere Metapher als »Durch das weitgespannte Netz seiner Beziehungen wurde er zu einem der einflußreichsten Männer des Landes.« Dennoch bezeichnet Max Black selbst die solchermaßen charakterisierte Metapher noch als Abstraktion. »Ein Metaphernthema steht einer Vielzahl von Sprechern oder Denkern bei beliebig vielen besondern Anlässen zum wiederholten Gebrauch, zur Adaption und Modifikation zur Verfügung.«[128] In seinen je besonderen Anwendungen wird das Metaphernthema noch weiter konkretisiert.[129]

(2.3.3) Aspekte der Interaktionstheorie II: Die Bedeutung des fokalen Implikationssystems

Damit ist der zweite Fragenkomplex angesprochen: die Relevanz der Implikationssysteme. Max Black hatte die kulturell geprägten »Systeme miteinander assoziierter Gemeinplätze« in den Mittelpunkt seines Interesses gestellt. Zunächst einmal ist bereits erwähnt worden, daß diese kulturell geprägten Systeme ein Verbund von Merkmalen sind, die nicht unbedingt »wahr« sein müssen. Susan Sontag hat zum Beispiel in ihrem Essay *»Krankheit als Metapher«*[130] die Implikationssysteme einiger prominenter Krankheiten, vor allem aber die Assoziationen, die sich bei der Tuberkulose und beim Krebs einstellen, beschrieben.
Die Tb zum Beispiel stelle man sich oft als Krankheit der Armut und Entbehrung vor, sie werde darüber hinaus oft mit einer bestimmten Erscheinungsform, der Lungentuberkulose gleichgesetzt. Im Gegensatz zum Krebs werde sie für relativ schmerzlos gehalten, und der Sterbende wird als verschönert und seelenvoll gezeichnet. Der Krebskranke im letzten Stadium wird hingegen »als jeglicher Fähigkeit zur Selbsttranszendenz beraubt, als von Furcht und Qual gedemütigt porträtiert.« Susan Sontag kommentiert diese gängigen Vorstellungen, die sich im Fall der Tb auch heute noch, vor allem durch literarische Verwendungen von der *»Kameliendame«* bis zum *»Zauberberg«*, erhalten haben:

> Dies sind Gegensätze, die von der populären Mythologie beider Krankheiten abgeleitet sind. Selbstverständlich starben viele Tuberkulosekranke unter schreck-

[127] Eine ähnliche Funktion hat bei Richards der Begriff der Metaphernbasis. »Basis« heißen bei ihm die gemeinsamen Merkmale von Tenor und Vehikel, vgl. *Richards* (1983) 42.
[128] *Black* (1983b) 387
[129] Erst tote Metaphern werden kontextunabhängig. Ihre Extremform, die Katachrese, wird eben selbst terminologisch benutzt.
[130] *Sontag* (1981)

> lichen Schmerzen, und manche Menschen sterben an Krebs und spüren bis zum Ende wenig oder gar keinen Schmerz. Arme und Reiche bekommen gleichermaßen Tb und Krebs, und nicht jeder, der Tb hat, hustet. Aber die Mythologie hält sich.[131]

So kann sich übrigens diese »Mythologie«, das heißt ein bestimmtes kulturell determiniertes Set von Assoziationen, nicht nur unabhängig von objektiv beschreibbaren Tatsachen etablieren und einbürgern, sondern auch gegen subjektive Erfahrungen, die den Mitgliedern einer Kultur durchaus bewußt sind. Die Tuberkulose zum Beispiel wurde im vorigen Jahrhundert als eine reine Krankheit romantisiert, die den Leidenden besonders sensibilisiere. »Gewiß wußte jeder im 19. Jahrhundert«, wendet Susan Sontag ein, »über den stinkenden Atem schwindsüchtiger Menschen Bescheid. (...) Doch läßt alles darauf schließen, daß der Tb-Kult nicht nur eine Erfindung romantischer Dichter und Opernlibrettisten, sondern eine weitverbreitete Haltung war, und daß der Mensch, der (jung) an Tb starb, wirklich als romantischer Mensch angesehen wurde.«[132]

Die Assoziationen, die sich beim metaphorischen Gebrauch des Begriffs »Tuberkulose« einstellten, waren also nicht nur nicht zutreffend; das Unzutreffende dieses Bildes war den Anwendern der Vokabel gewissermaßen in einer anderen Schicht ihres Bewußtseins auch selbst gegenwärtig.

Ein weiteres grundlegendes Charakteristikum der in der Metapher wirksamen Implikationssysteme ist nun ihre *Offenheit*. Das bedeutet, daß das Verständnis einer Metapher davon bestimmt ist, inwieweit jeder einzelne Leser oder Hörer an diesem System teilnimmt. Das zeigt sich besonders deutlich, wenn eine Metapher in eine andere Welt verpflanzt wird. So wird das Mitglied einer totemistischen Stammesgemeinschaft sich bei dem Satz »Der Mensch ist des Menschen Wolf« vermutlich etwas ganz anderes vorstellen als die Bewohner der postindustriellen Gesellschaft unserer Tage.

Aber nicht nur räumliche, sondern auch zeitliche Distanz verändert die Implikationssysteme. Die metaphorische Verwendung von Tuberkulose und Krebs hat sich historisch verschoben, denn beide wurden lange Zeit als ein und dieselbe Krankheit, als eine Art Auszehrung verstanden. Erst im 19. Jahrhundert differenzierten sich die Assoziationen beider Krankheiten und wurden dann sogar größtenteils gegensätzlich.[133]

---

[131] *Sontag* (1981) 36

[132] *Sontag* (1981) 36

[133] *Sontag* (1981) 12ff. Hierfür spielte nun zum Teil der medizinische Fortschritt doch eine Rolle, da erst 1882 die Tuberkulose als bakterielle Infektion erkannt wurde, während Krebs erst auf der Grundlage der Zellpathologie als Zellaktivität erklärbar wurde. Allerdings kann der medizinische Sinneswandel nur bedingt für die Änderung der metaphorischen Impliaktionssysteme verantwortlich gemacht werden. Denn sie sind -wie schon erwähnt- gegen Tatsachenveränderungen ja unter Umständen resistent. So schreibt Susan Sontag selbst etwa: *"Dadurch, daß er soviele potentiell subversive Sehnsüchte bekräftigte und sie in kulturelle Heiligtümer verwandel-*

Schließlich kann man sogar feststellen, daß die metaphorischen Implikationen eines Begriffs auch innerhalb einer kulturellen Gemeinschaft und in einem bestimmten historischen Stadium in sich uneinheitlich sind. »Wie alle wirklich erfolgreichen Metaphern«, meint Susan Sontag, »so war die Tb-Metapher reich genug, um für zwei gegensätzliche Anwendungen zu sorgen.« Denn einerseits beschrieb sie etwa den Tod eines sexuell reinen Kindes, eine engelhafte Psyche, so etwa bei der kleinen Eva aus *»Onkel Toms Hütte«*, andererseits stellte sie gerade Sinnlichkeit und die Ansprüche der Leidenschaft dar, wie zum Beispiel in Alexandre Dumas' *»Die Kameliendame«*.

An Begriffen, die so gegensätzliche Implikationen beinhalten können, zeigt sich die Bedeutung des Metaphernthemas besonders deutlich. Denn erst im Metaphernthema, in der Transformation eines zunächst nur potentiell metaphorischen Terminus in ein Vehikel und dessen Verbindung mit einem buchstäblich verstandenen Tenor, wird die eine oder die andere Option selektiert.

Dennoch mag man sagen, daß, eine halbwegs konstante kulturelle Basis vorausgesetzt, die Konnotationsmöglichkeiten sich in einem bestimmten Rahmen halten.

An der Fixierung des Interesses auf solche Gemeinplätze setzt nun Paul Ricoeur kritisch an.[134] Ricoeur akzeptiert zwar grundsätzlich die angelsächsische Interaktionstheorie, will sie aber radikalisieren. Er versucht Max Black mit dessen eigenen Waffen zu schlagen, und zwar indem er behauptet, eine Theorie, die sich auf Gemeinplätze beziehe, sei selbst nichts anderes als eine Substitutionstheorie, denn sie ersetze den fokalen Ausdruck lediglich durch ein eingeschliffenes System von Assoziationen. Es sei bezeichnend, daß Black immer nur triviale Beispielfälle wie den vom Menschen als Wolf (oder Fuchs oder Löwe) ins Feld führe, denn nur solche seien auch mit kulturellen Gemeinplätzen konnotiert. »Aber werden wir wirklich der Fähigkeit der Metapher, 'mitzuteilen und aufzuklären', dadurch gerechter, daß wir lediglich der semantischen Polysemie des Wortes im Wörterbuch und den semantischen Regeln, die für den wörtlichen Gebrauch der lexikalischen

---

te, überlebte der Mythos Tb unabweisbare menschliche Erfahrung und das wachsende medizinische Wissen um nahezu zweihundert Jahre. Obwohl es in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts eine gewisse Reaktion gegen den romantischen Kult der Krankheit gab, bewahrte die Tb die meisten ihrer romantischen Atttribute -Zeichen einer überlegenen Natur, kleidsame Auffälligkeit- bis zum Ende des Jahrhunderts und ein gutes Stück in unseres hinein. In O'Neills 'A Long Days Journey into Night' ist sie immer noch die Krankheit des empfindsamen jungen Künstlers. Kafkas Briefe sind, wie der 1924 in seinem Todesjahr veröffentlichte 'Zauberberg', ein Kompendium der Spekulation über die Bedeutung der Tuberkulose. (...) An Tb zu sterben, war immer noch mysteriös und (oft) erhebend, und das blieb so, bis praktisch in Westeuropa und Nordamerika niemand mehr daran starb. Obwohl das Vorkommen der Krankheit noch 1900 wegen der verbesserten Hygienebedingungen sprunghaft abzunehmen begann, blieb die Sterblichkeitsrate unter denen, die davon befallen wurden, doch hoch; die Kraft des Mythos schwand erst, als endlich eine angemessene Behandlung entwickelt wurde, d.h. bis zur Entdeckung des Streptomyzins 1944 und der Einführung von Isoniazid im Jahre 1952." Sontag (1981) 41f

[134] *Ricoeur* (1983) 363-366, (1986) 151-53

Ausdrücke maßgebend sind, das 'System von assozierten Gemeinplätzen' und die kulturellen Regeln (der Ausdruck stammt von mir), die für deren Gebrauch maßgebend sind, hinzufügen? Ist dieses System nicht etwas Totes oder zumindest etwas bereits Etabliertes?«[135] Es gehe aber um das Lebendige in der Metapher. Es gehe darum, an der Metapher eine ungewohnte Kreativität freizusetzen. Man müsse daher auf nicht ritualisierte Kontexte zurückgreifen.

Zwar hat auch Max Black selbst schon zugestanden, daß die entsprechenden Implikationssysteme speziell konstruiert sein können, doch ist er dieser Möglichkeit nicht weiter nachgegangen.[136] Ricoeur rückt sie nun ins Zentrum seines Interesses und baut sie zu einer *Interpretationstheorie* der Metapher aus.[137] Danach sind die eigentlich kreativen Metaphern die literarischen. Der Implikationszusammenhang literarischer Metaphern wird im Text selbst erst konstituiert, der Text wird also zum Kontext. Das heißt nun zunächst ganz einfach, daß im Text schon eine umfangreichere Beschreibung der Eigenschaften, die später in der Metapher aktiviert werden sollen, erfolgen kann, Eigenschaften, die gerade vom gewöhnlichen Verständnis des Begriffs abweichen. Um bei Blacks eigenem Beispiel zu bleiben (einem, das Ricoeur natürlich nicht benutzt): Ein Verhaltensforscher könnte das Sozialverhalten der Wölfe völlig neu beschreiben und dann in diesem Zusammenhang die bekannte Metapher anwenden, die dadurch nun aber einen ungewohnten Sinn erhält.

Ricoeur geht aber viel weiter. Für ihn wird die Metapher geradezu zum hermeneutischen Modellfall. Er versteht sie als Text en miniature und macht geltend, daß alle Interpretationsprobleme, die sich für jeden Text generell stellen, schon bei der Metapher zu finden sind.[138] Darüber hinaus stehen Metapher und Text aber in einem komplexen Wechselwirkungsverhältnis miteinander. Der Rahmen, durch den sich ein unschuldiges Wort zum entscheidenden Bestandteil einer Metapher verwandelt, kann demnach eine doppelte Funktion haben. Er weist diesem Begriff einerseits die metaphorische Funktion zu, weil im Zusammenspiel von Rahmen und Fokus eine buchstäbliche Bedeutung unglaubwürdig wird. Andererseits kann er gleichzeitig den Kontext, durch den sich das Implikationssystem des fokalen Wortes näher bestimmt, darstellen. Der Rahmen dehnt sich nun aber über die unmittelbare metaphorische Aussage aus und kann potentiell den ganzen Text umfassen.[139]

---

[135] *Ricoeur* (1983) 364f

[136] Vgl. *Black* (1983a) 74.

[137] Vgl. v.a. *Ricoeur* (1983).

[138] Das vermittelnde Dritte, das beide miteinander vergleichbar macht, ist bei Ricoeur der Diskurs. Vgl. *"Text und Metapher als Diskurs"* *Ricoeur* (1983) 367ff.

[139] Ich habe an dieser Stelle nur einen Aspekt der Interpretationstheorie herausgegriffen und extrapoliert. Ricoeur stellt sich die Interaktion durchaus noch komplexer vor, z.B.: *"Die Erklärung der Metapher als ein lokales Ereignis im Text trägt zu der eigentlichen Interpretation des Textes als Ganzen bei. Man könnte sogar behaupten, wenn die Interpretation von lokalen*

Ricoeurs Kritik greift nun aber in dreierlei Hinsicht zu kurz. Zum einen macht er das Blacksche Implikationsgefüge zu starr, wenn er meint, »daß man es bei dem assoziierten System von Gemeinplätzen mit schon feststehenden Nebenbedeutungen zu tun« habe und infolgedessen »die Erklärung auf die trivialen Metaphern eingeschränkt« sei.[140] Wie sich gerade an den Beispielen aus Susan Sontags *»Krankheit als Metapher«* zeigte, sind die sogenannten »Nebenbedeutungen« keineswegs »feststehend«. Sie changieren vielmehr, die Assoziationssysteme sind an ihren Rändern unscharf und bergen sogar Widersprüchliches in sich. Ricoeur übersieht dabei generell den Charakter der Metapher als offener Figur und verwechselt diese Offenheit mit ihrer Kreativität.

Die Kreativität -und das ist der zweite Punkt, den Ricoeur an Blacks Theorie mißversteht- ist keine Eigenschaft, die von einem der beiden Metaphernpole vorrangig erzeugt wird. Neue Bedeutungen entstehen nicht unbedingt durch neue Konnotationen oder neue Bedeutungen des Metaphernfokus -man beachte dazu noch einmal Davidsons Einwand-, sondern durch die Interaktion der beiden Metaphernpole, das heißt durch die ungewöhnliche Art, wie einem Tenor durch den Filter eines Vehikels für ihn ungewöhnliche Bedeutungen zugeschrieben werden.[141] Im Grunde fällt Ricoeur selbst mit seiner Unterstellung hinter die ursprünglich von ihm so emphatisch begrüßte Aussagentheorie der Metapher zurück.[142] Er rettet sich dann auch, um das Neue, die kreative Kraft in der Metapher selbst zu beschreiben, in den diffusen und philosophiehistorisch aufgeladenen Begriff des »Ereignis-

---

Metaphern durch die Interpretation des Textes als Ganzen und durch die Entwirrung der von ihm projizierten Welt erhellt wird, auch umgekehrt das Gedicht als Ganzes von der Erklärung der Metapher als lokalem Phänomen des Textes kontrolliert wird." Ricoeur (1983) 375

[140] *Ricoeur* (1986) 151

[141] Es trifft also auch nicht das Wesentliche dieses Vorgangs, wenn Ricoeur Monroe Beardsley im Gefolge von Black vorwirft: *"Solange wir Fragen dieser Art stellen -woher?-, kommen wir immer wieder auf dieselbe Art von Lösung zurück: die potentielle Skala von Konnotationen sagt nicht mehr aus als das System von assoziierten Gemeinplätzen; wir erweitern zwar den Begriff Bedeutung, indem wir 'sekundäre Bedeutungen' als Konnotationen in das Gesamtvolumen der vollen Bedeutung mit aufnehmen; aber wir verbinden weiterhin den schöpferischen Prozeß der Metaphernprägung mit einem nichtschöpferischen Aspekt der Sprache."* Ricoeur (1983) 365f.

[142] Unter diesem Aspekt wundert man sich dann auch nicht, wenn Ricoeur, trotz wiederholter Betonung, der Kontext sei von unverzichtbarer Wichtigkeit, schreibt: *»Selbst wenn der weitere Verlauf dieser Untersuchung darauf abzielt zu zeigen, daß es ohne bestimmte Kontexte keine Metaphern im Sinne von metaphorischen* Wörtern *gibt, selbst wenn wir somit von metaphorischen* Aussagen *sprechen müssen, die mindestens die Länge eines Satzes erfordern, so ist doch -mit Monroe Beardsley zu sprechen- die 'metaphorische Verdrehung' (...) etwas, das Wörtern widerfährt; die Bedeutungsveränderung, welche die volle Mitwirkung des Kontextes erfordert, betrifft das Wort; es ist das Wort, das in spezifischen Kontexten 'metaphorisch gebraucht' wird, 'nicht wörtlich zu nehmen' ist oder eine 'neu entstehende Bedeutung' zeigt."* Ricoeur (1983) 357f. Vgl. a. (1986) 164ff. Obwohl Ricoeur letztlich kein Worttheoretiker ist, so fällt doch auf, daß seine gesamte Theorie oft so unscharf und unentschlossen wie dieser eine zitierte Satz ist.

ses«. Man müsse das Neue als »Augenblicksschöpfung des Lesers« behandeln. Nach Ricoeur ist die Augenblicksschöpfung so vorzustellen, »daß die metaphorische Attribution wesentlich in dem Aufbau des Netzes von Wechselwirkungen besteht, das einen bestimmten Kontext zu einem aktuellen und einzigartigen macht. Die Metapher ist dann ein einzigartiges Ereignis, das am Schnittpunkt mehrerer semantischer Felder eintritt.«[143] Die Lösung bleibt selbst metaphorisch.

Drittens schließlich könnte man Ricoeur seinerseits vorwerfen, daß, mit seinen Maßstäben gemessen, auch literarische Kontexte nicht wirklich neue Bedeutungen generieren. So gesehen würde auch bei Implikationssystemen, die durch den literarischen Text im unmittelbaren Umkreis der Metapher generiert werden, nur eine im voraus geschaffene »fremde« Bedeutung für eine »ursprüngliche« substituiert. Literarische Kontexte unterscheiden sich also von den kulturellen Gemeinplätzen nur durch die Art ihrer Herkunft und den Umfang ihrer Verbreitung, nicht aber in ihrer prinzipiellen Wirkungsweise. Daran zeigt sich einmal mehr, daß es beim Problem der Metapher nicht nur um neue Bedeutungen des fokalen Wortes gehen kann.

Obwohl aber Ricoeurs Kritik Blacks Theorie, soweit ich sehe, nicht trifft, sind seine positiven Überlegungen zum literarischen Text als speziell konstruiertes Implikationssystem doch äußerst produktiv. Vor allem sein Vorschlag, die Beziehung von Metapher und Text selbst wieder als Interaktionsverhältnis zu deuten, scheint mir noch viele interessante Möglichkeiten zu eröffnen.[144]

Man kann aber den eingeschlagenen Weg nun auch noch weiter über Ricoeur hinausgehen. Neben den allgemein anerkannten Gemeinplätzen und dem Text selbst gibt es durchaus noch eine Reihe weiterer Quellen, aus denen die entscheidenden Implikationszusammenhänge entstehen können. Im Fall der assoziierten Gemeinplätze teilen potentiell alle Mitglieder einer Kultur ein ähnliches Verständnis der Aussage; wenn der Ursprungstext selbst die Implikationszusammenhänge einer Metapher generiert, ist zumindest auch jedem Leser dieses Textes ein Verständnis der Metapher möglich - und ein anderer wird ihr ja ohnehin nicht begegnen. Denkbar sind aber auch Implikationszusammenhänge, die sich aus dem Vorverständnis nur einer bestimmten Gruppe oder im Extremfall auch nur einer einzigen Person speisen. Man könnte das als privaten Implikationszusammenhang bezeichnen.

Nimmt man all das zusammen, resultiert daraus eine relativ große Inkonstanz der möglichen Interpretationen. Je nachdem auf welchen Kontext oder auch: auf welche Kontexte sich der Autor bezieht, kann ein Metaphernthema sehr unterschiedliche Inhalte zum Ausdruck bringen. Daß der Leser oder Hörer sich auf dieselben

---

[143] *Ricoeur* (1986) 165, zum Begriff des Ereignisses vgl. a. (1983) 358f, 362, 366, (1986) 124, 165f.

[144] Vergleiche dazu wieder am ausführlichsten *Ricoeur* (1983).

Implikationszusammenhänge bezieht, ist dann aber immer noch nicht gewährleistet. In der Regel hat jeder bestimmte Intuitionen, wie gewagt, wie speziell oder wie privat Metaphern sein dürfen, die man seinem Kommunikationspartner zumutet. Aber selbst wenn die evozierten Implikationszusammenhänge sich nicht decken, bedeutet das noch keineswegs einen Zusammenbruch der Kommunikation.

»Die Metapher ist viel klüger als ihr Verfasser«, schreibt Lichtenberg, »und so sind es viele Dinge. Alles hat seine Tiefen. Wer Augen hat, der sieht [alles] in allem.«[145] Eine Metapher muß nicht in den Intentionen ihres Erfinders aufgehen. Ihre Offenheit gestattet es, etwas an ihr und durch sie zu entdecken, was ihr ursprünglicher Anwender nicht gesehen haben mag. In dieser Hinsicht hat die Metapher echten Mittelcharakter. Sie wird einerseits eingesetzt, um einen bestimmten Zweck zu erreichen, schießt aber andererseits durch die Reichhaltigkeit ihrer Bestimmungen unter Umständen über die Absicht, der sie dienen sollte, hinaus. So mag das Ergebnis sein, was Lichtenberg in einem anderen Aphorismus als anthropologischen Dualismus formuliert: »Der Schriftsteller gibt der Metapher den Leib, aber der Leser die Seele.«[146]

Diese metaphorische Beschreibung der Metapher ist übrigens selbst ein gutes Beispiel für die Offenheit dieser Figur. Das Alltagsverständnis des Leib-Seele-Dualismus mag in etwa beinhalten, daß der Körper bloß tote Materie ist, die erst »beseelt« werden muß, um zum Leben erweckt zu werden. Setzt man aber, wie es die Person Lichtenbergs nahelegt, ein spezifisch philosophisches Vorverständnis voraus, kann die Metapher zwar ebenfalls dualistisch -zum Beispiel cartesianisch- gelesen werden, dann wird sie in etwa den alltäglichen Gemeinplätzen entsprechen. Was aber geschieht, wenn sie auf einen überzeugten Vertreter des monistischen Materialismus trifft, dem die Seele nur Produkt des körperlichen Apparats ist?

Die Abhängigkeit der Metapher von nicht eindeutig festzuschreibenden Implikationszusammenhängen, ihre Offenheit, ist also ein wesentliches Merkmal dieser Sprachfigur. Diese eigentlich relativ simple Tatsache erklärt meines Erachtens auch eine andere Besonderheit der Metapher: ihren Widerstand gegen die Paraphrase. Der unter modernen Metaphernforschern weithin geteilte Konsens ist, daß eine Paraphrase zwar hilfreich sein kann, um eine komplizierte Metapher zu deuten, diese aber nie vollständig erfassen kann. Meist flüchtet man sich in sehr obskure Formulierungen, um diese Tatsache irgendwie zu umschreiben.[147] Die Unmöglichkeit, Metaphern zu paraphrasieren, resultiert aber schon schlichtweg aus ihrer Offenheit. Jede Paraphrase ist ein Abschluß und eine Festlegung, die einen bestimmten Implikationszusammenhang künstlich heraushebt, seinen Umfang ein für allemal absteckt und jede weitere Interpretation so stillstellt.

---

[145] *Lichtenberg* (1968) I, 512, Sudelbücher F 369.

[146] *Lichtenberg* (1968) I, 512f, Sudelbücher F 375.

[147] Vgl. *Black* (1983a) 78f, *Davidson* (1986) 344f, 370f, *Searle* (1982) 136ff.

Daher ist es nur zu verständlich, wenn Paul Ricoeur konstatiert, ein Wörterbuch der Metaphern könne es nicht geben. Dieser Feststellung stimmt auch Hans Blumenberg im Prinzip zu. Und dennoch nimmt -um ein Gegenbeispiel zu zitieren- das *»Historische Wörterbuch der Philosophie«* nicht aus diesem Grund davon Abstand, Metaphern als Stichworte aufzunehmen, sondern nur, weil der Stand der Forschung dies noch nicht erlaube.[148] Und natürlich haben Autoren wie Ernst Robert Curtius, Erich Rothacker oder eben Hans Blumenberg schon sehr erfolgreich vorgeführt, daß man so etwas wie die Geschichte einer Metapher schreiben kann.

Wenn auch unbestreitbar ist, daß sich die Bedeutung einer Metapher nicht ein für allemal klar angeben läßt, so unterscheidet sie sich darin doch nicht vollständig von ganz normalen philosophischen Termini, wie sich leicht an jedem beliebigen Artikel in jedem beliebigen Wörterbuch philosophischer Begriffe nachprüfen läßt. Auch philosophische Begriffe haben ihre Geschichte, wandeln sich von Autor zu Autor in mehr oder weniger großem Maße, je nach dem Kontext, in dem sie stehen, je nach Ort und Gewicht des Terminus im entsprechenden philosophischen System. Könnte es dann nicht auch ein »Historisches Wörterbuch der Metaphorologie« geben? Solch ein Wörterbuch müßte allerdings eine ganz bestimmte Art von Metaphern enthalten. Diese -sagen wir: bedingt- lexikalisierbaren Metaphern sind aber von theoretischen Metaphernforschern noch kaum beachtet worden, nur von den praktischen.

Um was für eine Art von Metaphern handelt es sich aber dabei? Was geschieht in diesen Metapherngeschichten, und welche Relevanz hat das für eine Theorie der Metapher? Betrachtet man solche praktischen Untersuchungen zur Geschichte konkreter Metaphern, so zeigen sich zunächst verschiedene Vorgehensweisen. Denn zum einen wird die Bildung und Umbildung bestimmter Metapherntheme untersucht (die Natur als Buch: Buch der Natur[149]), zum anderen aber kommt das Schicksal von Wörtern, die in metaphorischen Zusammenhängen erscheinen (das »Buch« generell, »Seefahrt« und »Schiffbruch« usw.[150]) in den Blick. Es zeigt sich dann, daß diese Begriffe sich oft in bestimmten Konstellationen wiederholen. Und die Geschichte ihres philosophischen Lebens läßt sich vor allem deshalb schreiben, weil von ihnen in ganz besonderem Maße gilt, daß ihre Implikationssysteme in den Texten mit enthalten sind. Es zeigt sich also bei bestimmten Wörtern eine gewisse Konstanz der Metaphorisierbarkeit. Aber kann man dann überhaupt von ihrem philosophischen Leben sprechen? Ist, was da erzählt wird, nicht vielmehr die Geschichte von Frühvergreisung und vorzeitigem Tod?

---

[148] Vgl. *Ricoeur* (1983) 361, *Ritter/Gründer* (1971ff) Bd.I, S. VIIIf, sowie *Krämer* (1990) 61.

[149] *Curtius* (1973) 323ff, *Rothacker* (1979)

[150] Zum »Buch« etwa *Curtius* (1973) 306-352, *Blumenberg* (1981); zur Schiffahrtsthematik: *Curtius* (1973) 138ff, *Blumenberg* (1979), *Quaritsch* (1979)

Mit der Vorstellung von »toten Metaphern«, zu der Ricoeur den Gegenbegriff der lebendigen Metapher populär gemacht hat, ist der Endpunkt eines bestimmten Lebenswegs der Metapher gemeint. Am Anfang zeigt sie noch eine zwieschlächtige Natur. Paul Ricoeur hat diese beiden Aspekte ihres Ursprungs mit den Begriffen »Ereignis« und »Bedeutung« bezeichnet. Idealiter treten zwei Worte einer Sprache in einen Zusammenhang, der so zuvor noch nie gegeben war. Der Hörer dieser neuen Metapher muß sie aber verstehen, obwohl sie »sich zum Code dieser Sprache subversiv verhält.«[151] Er muß also sehr bewußt und unter Umständen ungewöhnliche Implikationskontexte mobilisieren. Was entsteht, ist nicht nur eine neue Bedeutung, sondern auch ein einmaliges Ereignis. Nur in diesem bestimmten Moment treten diese beiden entsprechenden Begriffe in eine Spannung ein, die von den gegebenen Assoziationen evoziert wird. Ein anderer Leser oder Hörer organisiert den Zusammenhang auf andere Weise, wenn auch vielleicht nur mit minimalen Abweichungen. Da diese Ereignisse aber prinzipiell wiederholbar sind, kann sich auch die Bedeutung unter Umständen verfestigen. Entscheidend für neue Metaphern ist also diese Dualität von Ereignis und Bedeutung, oder wie Ricoeur selbst schreibt:

> Diese kontextuelle Wirkung schafft eine Wortbedeutung, die ein Ereignis ist, da sie nur in diesem Kontext existiert, sie kann jedoch als dieselbe identifiziert werden, wenn sie wiederholt wird. Insofern kann man die Innovation der »neu entstehenden Bedeutung« (Beardsley) als Sprachschöpfung ansehen. Wird diese nun von einem einflußreichen Teil der Sprachgemeinschaft übernommen, dann kann sie sogar zu einer Standardbedeutung werden und in die Polysemie der lexikalischen Einheiten eingereiht werden und so einen Beitrag zur *Geschichte* der Sprache als *langue*, Code oder *System* leisten. Aber in diesem letzten Stadium ist die Metapher nicht länger eine lebende, sondern eine tote Metapher. Nur echte Metaphern sind gleichzeitig »Ereignis« und »Bedeutung«.[152]

Man könnte also sagen, daß eine Metapher gerade dann gute Chancen hat, ihre Lebendigkeit zu bewahren, wenn die Implikationssysteme sehr stark auf private Konnotationen zurückgreifen oder durch den Text selbst konstituiert sind. Werden sie aber vor allem von den geläufigen Systemen assoziierter Gemeinplätze getragen, so ist ihre durchschnittliche Lebenserwartung eher gering.

All diese Idealisierungen eines Lebenswegs, die für viele in unseren Sprachschatz eingegangene Standardmetaphern ja durchaus zutreffen, beschreiben jedoch nur die Entwicklung der Metapher zum Begriff. Sie können nicht erfassen, was der Metapher in ihrer Geschichte als Metapher geschieht.

Aber haben sie wirklich eine Geschichte? Oder sind diese Sammlungen nicht einfach Fundgruben von im Grunde disparaten Metaphern, die zufällig mit demselben Instrumentarium arbeiten?[153]

---

[151] *Krämer* (1990) 61

[152] *Ricoeur* (1983) 362, vgl. dazu auch *Black* (1983b) 387.

[153] Wenn Hans Blumenberg ausdrücklich schreibt, auch absolute Metaphern hätten ihre Ge-

Wahrscheinlich wird man diese Frage nicht pauschal beantworten können. Einige Fälle mögen so liegen, aber sehr oft besteht ein unausgesprochener Zusammenhang zwischen den einzelnen Verwendungen desselben Ausdrucks in verschiedenen Metaphern. Denn sehr oft ist die Geschichte einer Metapher selbst *ein weiterer Implikationszusammenhang*, der ihr Verständnis bedingt. Das Erscheinen eines Begriffs im Fokus verweist unter Umständen auch auf ältere Verwendungsweisen dieses Begriffs in metaphorischen Ausdrücken. Neben den Implikationszusammenhängen, die durch den Rahmen oder durch äußere Kontexte gegeben sind, gibt es auch eine Art fokalen Kontext, der sich aus dem Vorleben einer Metapher speist. Nehmen wir ein Beispiel: Hans Blumenberg untersucht in *»Die Lesbarkeit der Welt«* auch die Metapher vom »Buch des Lebens«.[154] Das Buch des Lebens wird im Himmel geführt; es ist zunächst das Buch Gottes, da er selbst dort einschreibt, wer das ewige Leben errungen hat. Mit der Zeit wird dieses Buch umfangreicher:

> Mit der Durchsetzung substantiell verbürgter Unsterblichkeit aus hellenistischer Metaphysik wird die Funktion des Gerichtstags umfassender: auf Gute und Böse ausgedehnt, also eine doppelte Buchführung benötigend, wo vorher Eintragung oder Löschung des Namens genügte. Dies scheint im Zusammenhang mit der Ausbildung einer himmlischen Funktionärshierarchie zu stehen, denn die Tafeln seiner Freunde und seiner Feinde führen an Stelle Gottes Buchhalterengel.[155]

Die Metapher erscheint nicht nur im Alten Testament und im Judentum, sondern auch bei dem Römer Babrius und bei Augustinus. Augustinus erweitert das zugrundeliegende Gerichtsbild und hebt den streng metaphorischen Charakter dieser Lebensbuchführung deutlich hervor: Gott, der Richter, hat auf der einen Seite die Gesetzbücher -das Alte und Neue Testament-, die die Grundlage bilden, auf der die Taten der Menschen gerichtet werden. Diese Taten finden sich verzeichnet im Buch des Lebens, das zur anderen Seite Gottes liegt. Diese »Akten des Tatbestands, die Protokolle«[156] müssen aber metaphorisch verstanden werden; es ist nicht real, sondern die göttliche Kraft selbst, die den Einzelnen, die vor seinem

schichte, dann meint er streng genommen nicht die Geschichte einer Metapher *als* Metapher. Er erwähnt diese Historizität absoluter Metaphern im Zusammenhang der Frage nach ihrer Terminologisierbarkeit. Nein, sie seien nicht in Begrifflichkeit auflösbar, aber sie könnten durch andere Metaphern *"ersetzt bzw. vertreten oder durch eine genauere korrigiert werden."* Absolute Metaphern hätten daher *"Geschichte in einem radikaleren Sinn als Begriffe, denn der historische Wandel einer Metapher bringt die Metakinetik geschichtlicher Sinnhorizonte und Sichtweisen selbst zum Vorschein, innerhalb deren Begriffe ihre Modifikationen erfahren."* *Blumenberg* (1960) 11. Die Geschichte, von der hier also die Rede ist, ist die eines unterstellten Tenors der jeweiligen Metapher. Metapherngeschichte in diesem Sinne meint dann zum Beispiel die Abfolge der Symbole, die für die Vorstellung "Welt", "Leben" oder ähnliches eintreten können.

[154] *Blumenberg* (1981) Kap. III

[155] *Blumenberg* (1981) 26

[156] *Blumenberg* (1981) 70

Richterstuhl stehen, blitzschnell seine eigenen Taten, positive wie negative, ins Gedächtnis zurückruft. »Durch die Erinnerung wird jeder sein eigener Richter, liest in sich sowohl das Buch des Gesetzes als auch die Chronik seiner Handlungen. Die Memoria ist das Gericht, wie es dereinst die Weltgeschichte sein sollte.«[157]
Zeigt sich an diesen wenigen Beispielen schon, wie eine Metapher sich verändert, daß sie ihre Geschichte hat und sich entwickelt mit Bezug auf vorangegangene Ausformungen, so wird diese Abhängigkeit einer Metapher von einem bildimmanenten Kontext schließlich besonders deutlich bei Rousseaus Handhabung des »Buchs des Lebens«. Am Anfang seiner »Confessions« beansprucht er für sich nun, das auf Erden und selbst zu tun, was vormals im Himmel vom Schöpfer erledigt wurde. Selbsterkenntnis ist die sicherste Gewißheit, durchaus entsprechend der göttlichen Erkenntnis, und mit ihrer zur Autobiographie geronnenen Form in der Hand will Rousseau vor seinen göttlichen Richter treten. Dazu schreibt Blumenberg ausdrücklich:

> Die großen Umkehrungen, wie die des Rousseau, hätten keine Ausdrucksmittel, wenn sie nicht stabilisierte ikonische Institutionen vorfänden, an denen sie sich vergreifen können.[158]

Die Bedeutung der Fokusmetapher ergibt sich aus ihrem »scheintoten«, d.h. ihrem in gewisser Hinsicht ritualisierten Gebrauch, an dem die neue, die explizite Metapher anknüpft und sich als bestimmte Negation dieser Fokusmetapher konstituiert.[159] Sie zitiert sie verdeckt, um sie dann zu modifizieren, zu erweitern oder ihr zu widersprechen. Metaphernbildung funktioniert also auch nach dem Prinzip der erweiterten Reproduktion. Damit zeigt sich aber auch: Der Unterschied zwischen lebendiger und toter Metapher, den besonders Ricoeur macht (v.a. in seiner 8. Studie, wenn er sich etwa gegen Derrida wendet[160]), ist zu absolut. Weder ist er nur bipolar (entweder tot oder lebendig), noch ist er, wenn man ihn verflüssigt, *ein einfacher Lebensweg mit graduell abnehmender Lebendigkeit*. Metaphern befinden sich in einem Feld, in dem »tote« und »lebendige« Elemente zusammentreffen. Oder anders gesagt: Metaphern leben immer auch von solchen »stabilisierten ikonischen Institutionen«, die sie aufnehmen und in größerem oder geringeren Maße verändern. Rousseaus Umgang mit dem Buch des Lebens zeigt das nur besonders deutlich.

---

[157] *Blumenberg* (1981) 30

[158] *Blumenberg* (1981) 32

[159] Ricoeurs Gedankengang, daß ältere Metaphern wiederbelebt werden können, bleibt dahinter zurück. Vgl. *Ricoeur* (1986) 299.

[160] Die 8. Studie der Originalausgabe entspricht der 6. in der deutschen, vom Autor selbst gekürzten Ausgabe.

(2.3.4) Aspekte der Interaktionstheorie III: Was heißt »Interaktion der Metaphernpole«?

Nachdem so die Vielzahl der Kräfte, die einem Wort metaphorische Funktion verleihen, wenn auch nicht erschöpfend analysiert, so doch wenigstens angedeutet werden konnte[161], ist es nun möglich, zur Kernproblematik der Interaktionstheorie vorstoßen. Inwiefern kann man wirklich behaupten, daß eine Wechselwirkung zwischen Tenor und Vehikel stattfinde? Und wie wird dadurch Gleichheit hergestellt?

Der Titel »Interaktionstheorie« stammt von Max Black, doch nimmt er Bezug auf eine Bemerkung von Richards', daß in einer guten Metapher zwei Vorstellungen interagieren würden.[162] Black moniert allerdings, daß letztlich zu vage bleibe, wie man sich das genauer vorzustellen habe. »Wechselwirkung zweier Vorstellungen« sei selbst nur eine Metapher, wogegen er im Prinzip zwar nichts einzuwenden habe, nur handele es sich hier offensichtlich um eine Figur, die *zuviel offen* lasse. Im Grunde kann man allerdings sagen, daß Richards auf der richtigen Spur war. Auch bei älteren Autoren oder bei solchen, die sich nicht auf diese angelsächsische Interpretationsstrategie beziehen, finden sich immer wieder Hinweise auf Rückkoppelungen und Wechselwirkungen.

Schon Rudolf Eucken schreibt, daß sich zwischen sinnlichem Gegenstand und Gedankeninhalt, zwischen Objekt und Bild, nicht nur Gleichheit finde, sondern in produktiven Gleichnissen zwischen beiden auch eine Differenz deutlich erkennbar sei, Eigenschaften der Figur, deren »Beziehung auf den Gedanken nicht unmittelbar einleuchtet«, zu Tage träten und sich als fruchtbar zeigten. Eucken geht sogar schon soweit auszurufen: »Denn wie könnte ich überhaupt eine Gleichung zwischen Bild und Gegenstand herstellen, wenn letzterer nicht als eine bestimmte Größe in die Erwägung einträte.«[163]

Bruno Snell kommt durch die Analyse Homerischer Gleichnisse, wie etwa dem von Hektor, der den anstürmenden Feinden standhält wie ein Fels im Meer, zu der Feststellung:

> Der Gegenstand wird also tauglich, im Gleichnis etwas zu veranschaulichen, dadurch, daß in diesen Gegenstand das hineingesehen wird, was er dann seinerseits illustriert. Dies eigentümliche Verhältnis, daß menschliches Verhalten deutbar wird durch etwas, das selbst erst nach diesem menschlichen Verhalten gedeutet ist, gilt auch für alle anderen Homerischen Gleichnisse, ja, es gilt weit darüber hinaus bei den echten Metaphern und überall dort, wo der Mensch etwas ›versteht‹.[164]

---

[161] Die Möglichkeiten, weitere Arten von Implikationszusammenhängen aufzuspüren, scheinen mir noch lange nicht erschöpft, gerade wenn man an Kombinationen der Metapher mit anderen rhetorischen Formen denkt.

[162] Vgl. z.B. *Richards* (1983) 34.

[163] *Eucken* (1880) 28 und 31

[164] *Snell* (1986) 186

Bruno Snell verallgemeinert die Form der Gleichheit, die den Homerischen Gleichnissen zugrunde liegt, und erklärt sie zum Paradigma menschlichen Verstehens überhaupt. Diese Gleichheit ist aber keine, die sich simpel mit Hilfe eines tertium comparationis ergäbe, sie ist das Produkt der Interaktion zweier Akteure. Es handelt sich jedoch nicht um Interaktion im Sinne einer Übertragungsabfolge, in deren Schritten sich der Sinn sukzessive anreichert. Vielmehr beschreibt Snell eine Art Spiegelungsfunktion. Der äußere Gegenstand hat nur katalysatorische Funktion. Er dient dazu, daß ich auf ihn etwas von mir selbst projiziere, um mich auf diese Weise besser erkennen zu können. »Daß der Mensch sich selbst nur so im Echo hören und verstehen kann, ist grundlegend für das Verständnis des Gleichnisses.«[165] Wie die Stimme, die sich an der Felswand bricht und von dort zu uns zurückkehrt, spiegelt sich im Gleichnis unser Bild, das wir selbst entworfen haben: zu Echo gehört Narziß. Sein Schicksal aber ist bekannt.

Eine noch stärkere Form der Rückwirkung spricht Hans Blumenberg an. Er nimmt Quintilians Metapher: »Die Wiese lacht.« und bemerkt, das »Lachen« sei nicht nur auf die Wiese übertragen worden, sondern, weil es in der Lebenswelt wiederkehre, auch selbst »angereichert und erfüllt«[166] worden. Aber auch diese Bemerkungen bleiben letztlich zu vage, sind sogar in Gefahr, als eine Bedeutungserweiterung des fokalen Ausdrucks in der Metapher gelesen zu werden.

Auch Max Black konzentriert sich in seinem frühen Aufsatz vor allem auf die Filterfunktion des Fokus. Der Rückkoppelungseffekt, der die Filtertheorie erst in eine wirkliche Interaktionstheorie verwandelt, klingt nur kurz an. Er schreibt hier wenig mehr als:

> Es war außerdem eine Vereinfachung, so zu tun, als ob das Implikationssystem des metaphorischen Ausdrucks durch die metaphorische Aussage unverändert erhalten bliebe. Die Art der jeweils beabsichtigten Anwendung bestimmt den Charakter des Systems mit, das angewendet werden soll ...[167]

Bezeichnenderweise erscheint diese Rückwirkung nicht mehr in der abschließenden Aufzählung von Merkmalen, mit der Black die Eigenschaften seiner Interaktionstheorie noch einmal übersichtlich zusammenfaßt.[168] Aber mit Hilfe seiner allgemeinen Überlegungen kann man in etwa rekonstruieren, wie diese Interaktion zu verstehen sein muß. Nehmen wir noch einmal die beiden schon erwähnten Metaphern, die mit dem Begriff des Netzes arbeiten: »Er verfing sich im Netz seiner Lügen.« und »Durch das weitgespannte Netz seiner Beziehungen wurde er zu einem der einflußreichsten Männer des Landes.«

Die beiden Hauptgegenstände »Lügen« und »Beziehungen« werden jeweils durch den Begriff des Netzes charakterisiert. Der Einfachheit halber gehe ich hier von

---

[165] *Snell* (1986) 185

[166] *Blumenberg* (1979) 79

[167] *Black* (1983a) 74f

[168] *Black* (1983a) 75f

der schlichtesten Art aller möglichen Implikationszusammenhänge aus: dem System assoziierter Gemeinplätze. Beim Wort »Netz« fallen uns eine Reihe bekannter Konnotationen ein, die teils seine Beschaffenheit (verknüpfte Fäden oder Stricke, ein gewisses Maß an Haltbarkeit, für kleine Dinge durchlässig etc.), teils seine Funktion (Fanginstrument, z.B. von Fischern), teils aber auch ganz bestimmte gefühlsmäßige Verknüpfungen betreffen (verkündet Gefahr und Unheil). Je nachdem aber, zu welchem Tenor ein Metaphernfokus »Netz« in Beziehung tritt, welches Metaphernthema also vorliegt, wird aus all den möglichen Konnotationen nur eine bestimmte Anzahl realisiert. Werden Lügen als Netz bezeichnet, treten vor allem seine funktionalen und affektiven Bestimmungen in den Vordergrund: Das Netz ist ein Gerät, um etwas damit zu fangen; wenn der Gefangene sich zu befreien versucht, verstrickt er sich nur um so unentrinnbarer. Das Netz bedeutet Hinterhalt und Gefahr. Benutzt man aber die Metapher von den »Beziehungen als Netz«, dann werden in erster Linie bestimmte materielle Eigenschaften des Vehikels betont, etwa seine dichte Verknüpfungsstruktur, die viele Punkte auf vielen verschiedenen Wegen miteinander verbindet, vielleicht auch sein übergreifender, vereinnahmender Charakter.

Es gibt nun zwei Möglichkeiten, diesen Angleichungsprozeß darzustellen. Man kann einerseits sagen, eine gewisse Vorstellung, die durch den Tenor gegeben ist, werde an das fokale Bedeutungssystem herangetragen und dadurch einiges aus ihm selektiert. Die so entstandene Auswahl an Eigenschaften dient dann als Mittel der Rückübertragung. Man kann diesen Prozeß andererseits aber auch so darstellen, daß die erste Übertragung entfällt. Dann werden alle vorhandenen Konnotationen des Vehikels versuchsweise an den Tenor herangetragen. Einige werden sich bewähren, indem sie sich sinnvoll anwenden lassen, andere nicht. Black hat das Verfahren offensichtlich nach der ersten Version beschreiben wollen. John Searle hat allerdings in *»Ausdruck und Bedeutung«* prinzipiell gegen den Begriff der Wechselwirkung Einspruch erhoben.[169] Er scheint mir daher in etwa von der zweiten Version auszugehen. Nun kann man jedoch auch in der zweiten Version eine Wechselwirkung am Werke sehen; immerhin werden die fokalen Konnotationen nicht mechanisch übertragen. Der Tenor muß statt dessen »reagieren«, indem er die Bedeutungsangebote annimmt oder abweist. Es ist müßig, sich darüber zu streiten, da es sich bei dem bis jetzt beschriebenen Verfahren ohnehin um eine relativ schwache Form der Interaktion handelt. In seinem 1977 entstandenen zweiten Aufsatz zum Metaphernproblem scheint Black eine weitergehende Wechselwirkung zu meinen. Dort heißt es:

> Im Kontext einer bestimmten metaphorischen Aussage »interagieren« die beiden Gegenstände auf folgende Weise: (I) das Vorhandensein des Primärgegenstandes reizt den Zuhörer dazu, einige der Eigenschaften des Sekundärgegenstandes auszuwählen, und (II) fordert uns auf, einen parallelen Implikationszusammen-

[169] *Searle* (1982) 33

hang zu konstruieren, der auf den Primärgegenstand paßt; und umgekehrt (III) wiederum parallele Veränderungen im Sekundärgegenstand bewirkt.[170]

Da uns Black hier aber völlig ohne Erläuterungen läßt, wie vor allem Punkt (III) zu verstehen sei, verunklärt das in meinen Augen die Sache eher, als daß sie es erhellen könnte.
Black hat allerdings einige Hinweise übersehen, die sich schon bei Richards finden. Wie Ähnlichkeit zwischen Tenor und Vehikel hergestellt wird, analysiert Richards nämlich anhand einiger Verse Denhams, die schon Samuel Johnson als lobenswertes Beispiel erwähnt hatte:

O could I flow like thee, and make thy stream
My great exemplar as it is my theme!
Though deep, yet clear; though gentle, yet not dull;
strong without rage; without o'erflowing full.

(Ach könnt ich fließen wie du und deinen Strom
So mir zum großen Beispiel nehmen, wie er mein Thema ist!
Tief, doch klar; sanft, doch nicht schwerfällig;
Stark ohne Heftigkeit; ohne Überfluß voll.)[171]

Als Tenor identifiziert Richards die literarische Phantasie und als Vehikel den Strom, von dem hier die Rede ist: die Themse. Während die ersten beiden Bestimmungen, die in der dritten Zeile erscheinen, »deep« und »clear« eindeutig buchstäbliche Eigenschaften des Vehikels sind, die auf den Tenor übertragen werden, kann »gentle« der Themse selbst nur metaphorisch zugesprochen werden. Richards konstatiert daher, daß hier eine Rückübertragung von der Einbildungskraft auf den Fluß stattfinde. Bei »dull« wechsele die Projektionsrichtung erneut -»dull« ist ein Merkmal der Themse- und bei »strong without rage« kehre sich der Bedeutungstransfer einmal mehr um: vor allem »rage« sei eindeutig eine menschliche Eigenschaft, durch die hindurch der Strom gesehen werde. In »without o'erflowing full« geschieht schließlich ein letzter Perspektivenwechsel. Wie ist dieses »wiederholte Alternieren der jeweiligen Positionen von Tenor und Vehikel« zu verstehen?
Man könnte einwenden, daß es sich hierbei ja gar nicht um eine, sondern um mehrere Metaphern mit gemeinsamem Referenten handele: die Einbildungskraft ist tief, klar etc. In diese Metapher ist eine zweite geschoben: die Themse ist »strong without rage«... Aber Richards Analyse hat schon deutlich gemacht, daß die zugrunde liegende Metapher heißen muß: »Die dichterische Phantasie ist ein großer Fluß« oder »Die literarische Einbildungskraft ist wie die Themse«. Alle Eigenschaften, die nun erwähnt werden, sind Deutungen dieser Metapher oder wenn man so will: eine Paraphrase. Dadurch verliert die Figur zwar ihre Offenheit, also

[170] *Black* (1983b) 393
[171] Zit. n. *Richards* (1983) 45.

eines der Hauptmerkmale der Metapher, und rückt in die Nähe eines ausformulierten Vergleichs[172], dennoch will Richards an dieser Strophe Denhams ja nur äußerlich sichtbar zeigen, was in jedem einzelnen Interpretationsakt der Metapher von der Phantasie als Themse geschehen könnte.

Und darin zeigt sich eindeutig ein wiederholtes Wechselspiel zwischen den beiden Polen der Figur. Was aber bewirkt diese Interaktion? Bewirkt sie, daß zwei Vorstellungskomplexe dadurch, daß sie aneinander gehalten werden, sich gegenseitig anähneln, sie also vergleichbar werden, weil beide gleichermaßen aus ihrer ursprünglichen Position gerückt werden? Oder bleibt das Dominanzverhältnis zwischen Phantasie und Fluß doch erhalten? Die Terminologie, die »Tenor« und »Vehikel« beinhaltet, legt das ja nahe, und so kommt Richards dann auch zu dem Schluß, daß nicht so sehr die Ähnlichkeit zwischen beiden das Entscheidende ist, daß die Themse vielmehr »den Charakter einer Ausrede« erhält, »um über die Einbildungskraft etwas auszusagen, was über den Fluß nicht gesagt werden könnte.«[173] Denn bei geistiger Tiefe assoziiert man etwas anderes als bei einem tiefen Fluß. Im ersten Fall meint »Tiefe« in etwa »geheimnisvoll, große Aktivität, reich an Wissen und Kraft, schwer zu ergründen, aus ernsthaften und wichtigen Erwägungen heraus handelnd«, im zweiten Fall »schwierig zu überschreiten, gefährlich, schiffbar und vielleicht zum schwimmen geeignet«.

Richards vermischt -soweit ich sehe- hier aber zwei Ebenen. Auf der ersten heißt die Metapher »Phantasie als Themse«, wobei »tief« eine der Konnotationen des Vehikels ist, die übertragen wird. Auf der zweiten Ebene wird »tief« selbst zur Metapher, die dann etwa »Phantasie als tiefes Vermögen« heißt. Beim Transfer vom Vehikel zum Tenor nehmen also die assoziierten Merkmale nicht selten selbst metaphorischen Charakter an. Max Black nennt sie »untergeordnete« oder »Sekundärmetaphern«.[174] Diese Sekundärmetaphern stellen ein interessantes Phänomen für sich dar, tragen aber nichts dazu bei, die Rolle der Interaktion zu klären.

Das Beispiel beinhaltet also ganz offensichtlich mehr Fragen, als Richards klären kann. Und das mit gutem Grund, denn Denhams Verse sind eigentlich eine künstliche Versuchsanordnung. Sie konstruieren in zeitlicher Abfolge einen Verstehensakt, den wir zunächst meist als plötzliches Ereignis wahrnehmen. (Was nicht heißt, das uns die eine oder andere Bedeutungsnuance nicht auch im nachhinein erst aufgehen kann.) Anhand der Metapher wird sich die genauere Struktur der Interaktion daher gar nicht näher klären lassen. Denn wenn wir sie verstehen, kann man sie nicht analysieren; wenn man den Auffassungsakt anhält und analysiert, gehen wesentliche Eigenschaften der Metapher verloren. Man bedient sich

[172] Der Unterschied zwischen Metapher und Vergleich wird noch näher zu erläutern sein, siehe hier Abschnitt (2.4).

[173] *Richards* (1983) 46

[174] *Black* (1983a) 73

eines Hilfskonstrukts, eines epistemischen Dings sui generis, das nur Annäherungen gestattet. Dennoch ist immerhin deutlich geworden, daß die Metapher eine echte Wechselwirkung beinhaltet. In ihr geschieht mehr als nur die Selektion von Bedeutungsangeboten, die das Vehikel an den Tenor macht.

(2.3.5.) Aspekte der Interaktionstheorie IV: Die Kreativität der Metapher

Vergleichstheorien alten Stils gehen sowohl von der Offensichtlichkeit als auch von der Eindeutigkeit der Ähnlichkeit in der Metapher aus. Inzwischen haben sich aber Offenheit und Interaktion als zwei ihrer wichtigsten Charakteristika ergeben. Daher müssen Metaphern mehr leisten, als eine bekannte Ähnlichkeit zum Ausdruck zu bringen. Aber läßt sich deshalb sagen, sie erzeugten Ähnlichkeit im starken Sinne?

Ziehen wir als Beispiel den Produktionsakt eines Bildhauers heran, der im Auftrag der Stadt Rom die Plastik eines Wolfes modelliert. Er fertigt ein Wolfs-Bozzetto an und gestaltet danach sein Werk. Seine Plastik wird dem Modell -unser Künstler ist ein Neorealist- ähnlich sein. Er produziert dann eine Ähnlichkeit im starken Sinne, weil unter seinen Händen nicht nur die Relation, die die Analogie ist, hervorgebracht wird, sondern auch das eine der beiden Relata. Was er mit der Plastik erschafft, ist also nicht nur ein Pol der Beziehung *als Pol der Beziehung*, sondern diesen Pol *als Ding*, das die Bedingung der Polarität ist. Ich möchte diesen Vorgang eine *materielle Assimilierung* nennen.

Wie ist das bei der Metapher? Einige Autoren haben, Beispiele dieser Art im Sinn, bestritten, daß sie Ähnlichkeit herstellen könne. So hat etwa Haig Khatchadourian provokativ gefragt: »Wie kann man denn, wörtlich genommen, mit Hilfe einer Metapher ein Merkmal oder eine Ähnlichkeit erzeugen?«[175] Zwar kann die Metapher neue Sichtweisen vermitteln, aber nicht, indem sie Ähnlichkeit schafft, sondern indem sie bekannte Merkmale einer Sache hervorhebt, besonders betont und so in das Zentrum der Aufmerksamkeit rückt.[176] Ich möchte das die *Akzentuierungsthese* nennen.

Man könnte die Akzentuierungsthese auch so verdeutlichen: Da sich die Metaphernbildung innerhalb der Sprache vollzieht, ist natürlich auszuschließen, daß durch sie Mermale erzeugt werden können, so wie es der Bildhauer tut, der eine Statue nach einem vorgegebenen Modell schafft. Wenn sich zwei Phänomene ähneln, muß aber immer schon eine Grundlage dazu in den verglichenen Dingen, die zueinander in die Ähnlichkeitsbeziehung treten, bestehen.

---

[175] *Khatchadourian* (1968) 235, s. a. *Black* (1983b) 405f.

[176] Vgl. *Khatchadourian* (1968) 235f; er diskutiert hier nur einen Spezialfall, *"the case of some or all simple metaphors where some resemblance or analogy form the basis of the metaphor."* (235) Im übrigen weist er selbst "Ähnlichkeit" als generelles Prinzip aller Metaphern zurück.

Nun ist es eine bekannte Trivialität, daß jedes Ding dieser Welt jedem anderen in irgendeiner -sei es auch noch so vagen, nebensächlichen oder allgemeinen- Hinsicht gleicht. Alles ähnelt also gewissermaßen allem potentiell. Diese mögliche Ähnlichkeit realisiert sich aber erst dann, wenn irgend jemand zwei Dinge aneinanderhält, die -realiter vorhandenen- Merkmale selektiert und aufeinander bezieht, also *zu Polen* einer Ähnlichkeitsbeziehung macht. Mögliche Ähnlichkeiten, von denen die Welt so voll ist, daß sie an sich bedeutungslos sind, müssen erst in einem Akt der Bezugnahme realisiert und damit für uns *als Ähnlichkeiten* konstituiert werden. Dabei spielt die Metapher im Verständnis der Akzentuierungsthese eine bedeutende Rolle.

Black hingegen vertritt eine starke *Kreativitätsthese*. Er verteidigt sich gegen die Vorwürfe Khatchadourians, indem er bei der Formulierung »neue Sichtweise« anknüpft und danach fragt, was es heiße, die Metapher ermögliche solch eine neue Sichtweise. Er parallelisiert diese Frage mit einer anderen: »Hat es das Zeitlupenbild eines galoppierenden Pferdes vor der Erfindung der Kinematographie gegeben?«[177] Obwohl es auch vor dieser Erfindung schon galoppierende Pferde gegeben hat und Menschen, die sie betrachtet haben, hat es natürlich diese *spezifische Sicht* auf galoppierende Pferde vor der Erfindung der Filmkamera nicht gegeben. Erst die Konstruktion eines ganz bestimmten Mittels, der Kamera, hat diesen Anblick möglich gemacht.

Was zwischen Khatchadourian und Black, zwischen Akzentuierungs- und Kreativitätsthese, in Frage steht, ist, ob die Metapher Ähnlichkeit *entdeckt* oder *erzeugt*. Khatchadourian meint, mittels einer Metapher schreibe man einem Ding bestimmte Eigenschaften zu, »von denen der Sprecher oder Schreiber glaubt, er allein habe sie am Hauptgegenstand entdeckt, und auf die er die Aufmerksamkeit zu lenken wünscht«[178], die Metapher ist also eine Art Zeigefinger, der etwas markiert. Black hingegen behauptet, die Metapher deute nicht auf ein bislang übersehenes Detail, sondern mache eine Eigenschaft allererst sichtbar, die zuvor bei noch so großer Aufmerksamkeit nicht zu entdecken gewesen wäre; sie ist eine Brille, ein Mikroskop, eine Kamera, die nicht nur markiert, sondern eine neue Sichtweise kreiert.

Black betrachtet Metaphern also analog zu optischen Geräten als Mittel, als »kognitive Instrumente«. Gerade wenn man der Auffassung ist, daß die Welt uns niemals als solche, sondern unvermeidlich immer in einer bestimmten Perspektive gegeben ist, und diese Sichtweise wesentlich von den Instrumenten, die sie ermöglichen, bestimmt wird, dann zeigt sich das kreative Potential der Metapher.

Nun hat sich Black allerdings in seiner Argumentation einer Analogie bedient, einer Analogie jedoch, die er selbst nicht weiter ausführt. Er vermerkt lediglich, das Beispiel von der Filmkamera und dem Zeitlupenbild »kommt dem am nächsten,

[177] *Black* (1983b) 408

[178] *Khatchadourian* (1968) 236

was mir bei der 'starken Kreativitätsthese' ursprünglich vorschwebte.«[179] Ergibt das optische Vorbild aber ein praktikables Modell für kognitive Prozesse? Wie ist die Versuchsanordnung auf Metaphern übertragbar? Was am Foto-Beispiel entspricht der Ähnlichkeit, die durch die Metapher geschaffen werden soll?

Die Frage ist vor allem, was die Mittel im einen wie im anderen Fall bewirken. Beim kinematographischen Vorbild zerfällt der Vermittlungsprozeß in zwei Phasen. In der ersten dient die Kamera als Instrument, ein Zeitlupenbild des galoppierenden Pferdes herzustellen. Dieser Vorgang unterscheidet sich aber im Prinzip nicht von der Tätigkeit des Bildhauers oder Malers. Mit dem Bild wird eine Ähnlichkeit im starken Sinne hergestellt; es ist Produkt materieller Assimilierung. Erst im zweiten Schritt wird das Bild selbst wiederum zum Mittel, um etwas zu beobachten und zu erkennen. Hier wird nun die Ähnlichkeit aber nicht mehr hergestellt, sondern vorausgesetzt. Man muß sich übrigens keineswegs in den Streit darüber einlassen, ob realistische Bilder überhaupt die Welt durch Ähnlichkeit repräsentieren können[180], um von dieser Annahme auszugehen. Denn ungeachtet dessen, ob die Wahrnehmung von Ähnlichkeiten letztlich auf konventionellen Voraussetzungen beruht oder nicht, *unterstellt* der Betrachter eines Photos auf alle Fälle Ähnlichkeit. Ähnlichkeit wird zum regulativen Prinzip, um von der Abbildung auf das Abgebildete zu schließen, und die Rechtfertigung dieses Prinzips wird aus dem vorausgegangenen technischen Angleichungsakt hergeleitet.

Blacks Beispiel des Zeitlupenbildes enthält bei näherer Betrachtung also *zwei* »von Menschen geschaffene Instrumente«, die zudem nach unterschiedlichen Prinzipien funktionieren. Welchem dieser beiden Mittel entspricht nun das »kognitive Instrument« Metapher? Da eine von ihr bewirkte materielle Assimilierung ausgeschlossen worden ist, kann der metaphorische Prozeß nicht der ersten Phase, der Erzeugung des Bildes entsprechen. Wäre sie aber nach der zweiten, der Funktionsweise des Bildes im Erkenntnisprozeß, zu verstehen, dann hätte Khatchadourian oder sogar die traditionell substituierende Vergleichstheorie recht, denn dann würde Gleichheit ja nicht erzeugt, sondern vorausgesetzt.

Der Versuch, Blacks Beispiel beim Wort und damit als Modell zu nehmen, scheitert also. Die Analogie trägt nichts zur Aufklärung über die Wirkweise der Metapher bei.

Und in der Tat hat Black den Vergleich auch nur angestellt, um in sehr vager und allgemeiner Weise zu verdeutlichen, daß Verbindungen, die aus altbekannten Phänomenen mit Hilfe von neuen Mitteln aufgezeigt werden, im eigentlichen Sinne als neu entstanden und dadurch erst als »wirklich« zu betrachten sind. Dennoch wird diese Behauptung natürlich erst dann plausibel, wenn sich im Detail zeigen läßt, wie die Metapher kreativ wird.

---

[179] *Black* (1983b) 408f

[180] Vgl. *Panofsky* (1980), *Gombrich* (1986), *Goodman* (1976) Kap. 1, *Danto* (1986) 86-99

Ich denke, daß gerade die Interaktionstheorie die Voraussetzungen dafür in der Tat bereitstellt. Entscheidend ist Blacks eigener Hinweis, daß in der Metapher nicht fest umrissene, eindeutig definierte Begriffe interagieren, sondern zwei Assoziationssysteme, deren Art und Umfang zudem von Person zu Person mehr oder weniger stark variieren kann.[181] So ist auch das gesamte Feld möglicher Assoziationen beim Hauptgegenstand nicht nur reicher, als jeder individuelle Sprecher oder Hörer aktuell realisiert; dieses Feld beinhaltet unter Umständen auch inkompatible Alternativen. Entscheidungen darüber, welchen Bereich dieses Assoziationsfelds aktualisiert und welche Alternativen selektiert werden, werden durch *den metaphorischen Prozeß getroffen. Metaphern gestalten also den Assoziationsumfang* aktiv. Was durch sie in Gang gesetzt wird, ist eine *imaginative* oder *kognitive Assimilierung.*

Das läßt sich schon an der simplen Metapher vom Menschen als Wolf verdeutlichen. Der Mensch hat viele Merkmale, seien es Eigenschaften, Verhaltensweisen oder andere Assoziationen, die wir mit ihm verbinden. Erst indem er in Beziehung zum Wolf gesetzt wird, der selbst eine Unzahl möglicher Charakteristika hat, werden bei beiden die Merkmale selektiert, die jeweils miteinander korrespondieren. Was am Tenor »Mensch« als Merkmal überhaupt relevant ist, wird durch das Vehikel »Wolf« bestimmt.

Nach der Akzentuierungsthese war dies nur als Prozeß von Hervorhebung und Vernachlässigung zu verstehen. Einige Merkmale werden von der Metapher schlicht nicht erfaßt; sie können daher in den Hintergrund treten. So wächst dem Menschen etwa auch in seiner metaphorischen Liaison mit dem Wolf kein Fell. Andere Merkmale, in diesem Fall sein egoistisch-räuberisches Sozialverhalten, werden hingegen in den Vordergrund geschoben.

Nun erschöpft sich das Verständnis der Metapher aber -und das wird von der Entdeckungshypothese übersehen- nicht in solchen Akzentverschiebungen. Einige mögliche Assoziationen, die sich beim Wort »Mensch« einstellen können, werden durch die Wolfmetapher explizit ausgeschlossen, zum Beispiel ein kooperatives Sozialverhalten. Durch eine Metapher bestimmen, was als Merkmal relevant ist oder nicht, heißt demnach nicht in erster Linie, bestimmte Merkmale zu unterdrücken, sondern sie ganz auszuschließen, sie aus dem Raum der Möglichkeiten herauszuexpedieren. Die Metapher bestimmt erst eigentlich, *was ein Merkmal ist und was nicht.*

In diesem Sinne ist es meines Erachtens nach auch zu verstehen, wenn Mary Hesse, scheinbar nur Black referierend, schreibt:

> In Übereinstimmung mit der Auffassung, daß sogar buchstäbliche Ausdrücke teilweise verstanden werden unter den Bedingungen von Sets assoziierter Ideen, die von dem System, das sie beschreiben, getragen werden, folgt daraus, daß die assoziierten Ideen des Primärsystems bis zu einem gewissen Grad durch den

[181] Vgl. a. *Beardsley* (1983) 120-124, v.a. 122.

Gebrauch der Metapher verändert werden und daß daher sogar seine ursprünglich buchstäbliche Beschreibung sich in der Bedeutung verschiebt.[182]

Man kann sogar noch weiter gehen: Es ist ausdrücklich darauf hingewiesen worden, daß die interagierenden Assoziationssysteme sich nicht auf reale Objekte der wirklichen Welt beziehen müssen. Der metaphorische Wolf z.B. referiert nicht auf bestimmte Exemplare der biologischen Gattung, von der in den Zoologischen Gärten einzelne Vertreter repräsentative Funktion übernehmen würden. Er referiert auch nicht auf die Menge aller Wölfe, sondern auf ein kulturelles Schema, unter Umständen auf ein Klischee. Der räuberische Wolf zum Beispiel wird weniger die kanadische oder sibirische Wildnis durchstreifen als den deutschen Märchenwald. Es scheint sich bei ihm um einen nahen Verwandten des Untiers zu handeln, das Rotkäppchens Großmutter auf dem Gewissen hat.
Wenn nun im Kontext eines anderen Metaphernthemas ein ganz anderes Assoziationsfeld aktiviert wird, etwa das mythisch-heraldische Schema von der Wölfin als Amme künftiger Könige, geht es nicht einmal mehr um die bloße Auswahl alternativer Merkmale. Die Metapher bestimmt dann auch, welches imaginative Grundmuster allererst zum Einsatz kommt.
Daß Metaphern uns zu neuen Sichtweisen auf die Dinge verhelfen, heißt also nicht nur, daß sie eine Perspektive auf prinzipiell Vorhandenes auswählen, heißt nicht nur, daß sie die Bewegung unseres geistigen Auges lenken, sondern daß sie selbst verändernd in die Konstruktion unseres mentalen Bildes eingreifen, dies allerdings nur unter Voraussetzung bestimmter Ähnlichkeitsannahmen. *Ohne die Analogie als regulatives Prinzip ist die Arbeit der Metapher nicht zu verstehen.*[183]
Nach allem, was hier über die Prinzipien von Substitution, Vergleich und Interaktion deutlich geworden ist, kann die Vergleichstheorie nun nicht mehr als Sonderfall der Substitutionstheorie bezeichnet werden.[184] Wenn man überhaupt mit Blacks Unterscheidung der drei Begriffe arbeiten will, dann sind Substitutions- und Interaktionstheorie vielmehr Unterarten der Vergleichstheorie. Eine Substitutionstheorie, bei der Ähnlichkeit mechanisch vorausgesetzt wird, kann man vielleicht bei allen ritualisierten, nahezu toten Metaphern am Werk sehen. Alle leben-

[182] *Hesse* (1966) 163

[183] Diese Einsicht findet in neuerer Zeit wieder mehr Zustimmung:
"Wir stoßen hier auf die Rolle des Ähnlichen, genauer: der Analogie, die Aristoteles schon festgestellt hat, an der die rhetorische Tradition der Metaphernanalyse auch festhielt, die aber in der neueren Diskussion stets zum Stein des Anstoßes geriet. Tatsächlich setzt jede Metapher ein Spiel der Ähnlichkeiten frei. (...)
Die Metapher leistet eine Synthese in unserer Erfahrung der Welt, die durch die definitorische Arbeit der Verstandesanalytik gerade verloren gegangen ist. Sie macht eine Ordnung sichtbar, die quer liegt zu der gewöhnlichen begrifflichen Verarbeitung unserer Realität. Diese Ordnung wird gestiftet durch Analogie." Krämer (1990) 67; vgl. a. Ricoeurs "Plädoyer für die Ähnlichkeit": *Ricoeur* (1986) 168-208.

[184] Vgl. *Black* (1983a) 66

digen Metaphern lassen sich aber nur nach dem Prinzip der Interaktionstheorie verstehen.[186]

[186] Etwas Ähnliches scheint Ricoeur im Sinn zu haben, wenn er Leibniz' Unterscheidung von Nominal- und Realdefinition aufnimmt. *"Heißt das nun, daß die Definition der Metapher als Namensübertragung falsch ist? Ich würde eher sagen, daß sie nur nominal und nicht real ist, nämlich in dem Sinn, den Leibniz diesen beiden Worten gibt. Mit der Nominaldefinition läßt sich eine Sache identifizieren, die Realdefinition zeigt, wie sie erzeugt wurde."* *Ricoeur* (1986) 118. Allerdings geht Ricoeur noch weiter und behauptet, daß beide Definitionsarten zusammenwirken. Er meint, die Nominaldefinition würde durch die Realdefinition nicht aufgehoben: *"Die Realdefinition der Metapher als Aussagephänomen kann wie gesagt die Nominaldefinition als Wort oder Namen nicht überflüssig machen, weil das Wort der Träger des metaphorischen Sinneffekts bleibt, nur vom Wort sagt man, es habe einen metaphorischen Sinn..."* (119) Gegen diese starke Formulierung scheint mir aber Davidson zu recht eingewandt zu haben, daß der Metaphernfokus im eigentlichen Sinne seine Bedeutung keineswegs verändere. Vgl. *Davidson* (1986) und hier S. 101f. In dieser zu starken These liegt auch das Problem bei *Ricoeur* (1986) 163, sowie seiner ganzen Kritik an Black und Beardsley.

(2.4) Metapher und Vergleich

Für die meisten klassischen Rhetoriker war die Metapher lediglich ein komprimiertes Gleichnis, ein Vergleich, der in ein einziges Wort zusammengezogen worden ist. Sie kehren damit das von Aristoteles bestimmte Abhängigkeitsverhältnis des Vergleichs von der Metapher um -das Gleichnis ist nicht länger wie in der *»Rhetorik«* eine Metapher, sondern die Metapher ein Gleichnis[186]-, folgen aber sonst seiner Ansicht, daß der formale Unterschied zwischen Metapher und Vergleich äußerst gering sei und sich letztlich auf das Erscheinen oder Fehlen der sprachlichen Partikel »wie« im Satz reduzieren lasse.[187]

Neuere Metaphernforscher setzen den Unterschied zwischen beiden jedoch größer an. Man könnte vermuten, daß dies mit der Depotenzierung der Ähnlichkeit einhergegangen ist und deren Wiederaufwertung die Metapher wieder in größere Nähe zum Vergleich rückt. Überraschenderweise werden beide Phänomene jedoch keineswegs verkoppelt. So haben Konflikttheoretiker beispielsweise nichts dagegen einzuwenden, diese beiden Phänomene als verwandt zu betrachten. Nelson Goodman etwa hält den Unterschied für unbedeutend. Allenfalls möchte er das Abhängigkeitsverhältnis erneut umkehren:

> Nicht die Metapher reduziert sich zum Vergleich, sondern der Vergleich zur Metapher; oder besser, der Unterschied zwischen Vergleich und Metapher ist unbedeutend.[188]

---

[186] *Rhet.* 1406 b20ff. auf die Umkehrung weist *Ricoeur* (1986) 169 unter Berufung auf: M. McCall: *Ancient Rhetorical Theories of Simile and Comparison*, Cambridge, Mass. 1969, hin.

[187] S.o. Abschnitt (2.1).

[188] *Goodman* (1976) *77f.* (1973) 87. Goodman verweist an dieser Stelle auf Max Black, der diesen Sachverhalt überzeugend dargestellt habe, und zitiert dann dessen Diktum, daß es wohl einleuchtender sei zu sagen, eine Metapher erzeuge Ähnlichkeit, als daß sie eine vorausliegende Ähnlichkeit formuliere. Goodman fährt dann fort: *"Ob die Rede nun lautet »ist wie« oder »ist«, die Sprachfigur vergleicht Bild und Mensch, indem sie einen gewissen gemeinsamen Zug auswählt."* In dieser Hinsicht stimmt Goodman mit Aristoteles überein.

Soweit würde Harald Weinrich zwar nicht gehen, denn er weist Aristoteles' Auffassung, die Metapher sei eine Art Gleichnis, explizit zurück, er akzeptiert aber ebenfalls ein umgekehrtes Ableitungsverhältnis: *"Aristoteles hatte die Metapher als eine Art Gleichnis aufgefaßt. (...) Wenn wir der Metapher neue Aspekte abgewinnen wollen, müssen wir diese Metapherndefinition aufgeben. Die Metapher ist nicht ein verkürztes Gleichnis, sondern das Gleichnis ist allenfalls eine erweiterte Metapher. Dieser Unterschied ist wesentlich."* *Weinrich* (1983) 330. Ähnlichkeit lehnt auch Weinrich vor allem als vorausgesetzte ab. Wie Goodman kommt er dann zu einer Schlußfolgerung, die eine Black-Paraphrase sein könnte. Es dränge sich nämlich die Gewißheit auf, so heißt es bei Weinrich, *"daß unsere Metaphern gar nicht, wie die alte Metaphorik wahrhaben wollte, reale oder vorgedachte Gemeinsamkeiten abbilden, sondern daß sie ihre Analogien erst stiften, ihre Korrespondenzen erst schaffen und somit demiurgische Werkzeuge sind."* (1983) 331. Daran zeigt sich einmal mehr, daß die Konflikttheorie, sobald sie positive Verknüpfungsprinzipien angeben will, zu einer verkappten Vergleichs- oder Substitutionstheorie werden muß.

Andererseits bestehen echte Interaktionstheoretiker wie Max Black oder Monroe Beardsley darauf, daß zwischen Metaphern und Vergleichen ein entscheidender Unterschied bestehe.[189]

Das erste Kriterium, an dem man beide Sprachformen messen kann, ist ihre semantische Wahrheit oder Falschheit. Hier zeigt sich auch der erste, wenn auch sehr einfache Unterschied: Ein Vergleich ist buchstäblich wahr, eine Metapher -von Ausnahmen abgesehen- nicht.[190] Diese Differenz bleibt aber relativ folgenlos.

Ein zweites Kriterium ist die Umkehrbarkeit von Vergleichen und Metaphern. Am einfachsten läßt sich diese Frage an mathematischen Gleichungen entscheiden. Sie *sind* umkehrbar. Wenn 5+7=12 ist, dann muß auch 12=5+7 ergeben. Vergleiche scheinen diese Eigenschaft weitgehend zu teilen.

Deshalb war man lange Zeit der Meinung, wenn Vergleiche symmetrisch und transitiv seien, dann müßten auch Metaphern diese Eigenschaften teilen. Aristoteles weist in seiner *Rhetorik* ausdrücklich darauf hin[191], und alle traditionellen Vergleichstheoretiker folgen ihm. Chamfort zum Beispiel schrieb in einer seiner Maximen:

> Die Bemerkung des Aristoteles in seiner Rhetorik, daß jede Metapher sich umkehren lassen müsse, ist vorzüglich. So hat man gesagt, das Alter sei der Winter des Lebens; kehrt man die Metapher um, so ist sie ebenfalls richtig, denn man kann sagen, der Winter sei das Alter des Jahres.[192]

»Richtig« im Sinne einer Deckungsgleichheit der Aussagen sind aber beide Tropen nur vor dem Hintergrund des traditionellen Metaphernverständnisses, das die Ähnlichkeit von Tenor und Vehikel sehr eng faßt. Die Analogie hat hier keine Richtung, weil der Metapher ein klar bestimmbares tertium comparationis unterstellt wird. Im Fall des Beispiels vom Winter des Lebens und dem Alter des Jahres ist das Identische jeweils die letzte Phase eines zyklischen Zeitabschnitts.

Nun besagt ja jede der beiden Metaphern mehr, und in diesem »mehr« sind sie nicht nur sehr variabel, sondern durchaus auch verschieden: Der »Winter des Lebens« ist letztlich eine andere Metapher als das »Alter des Jahres«. Gerade die Interaktionstheorie hat gezeigt, wie sich Tenor und Vehikel in einem komplizierten Wechselprozeß aufeinander abstimmen und die jeweils als relevant empfundenen Eigenschaften sich danach unterscheiden, welcher Begriff als Filter wirkt. Metaphern sind also direktional, d.h., sie sind asymmetrisch und intransitiv.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen wird nun allerdings die Ausgangshypothese selbst fragwürdig. Gleichungen sind nur deshalb symmetrisch, weil ihre Be-

---

189 *Black* (1983b) 396f, *Beardsley* (1983) 123f

190 Vgl. *Davidson* (1986) 360

191 *Rhet.* 1407a

192 *Chamfort* (1973) 321

standteile eindeutig bestimmbar sind. Die Begriffe aber, die einen Vergleich bilden, sind wie bei der Metapher von einem Hof keineswegs klar eingrenzbarer Assoziationen umgeben. Vergleiche und Gleichnisse sind damit ebenfalls asymmetrisch und intransitiv.[193] Sie unterscheiden sich darin nicht von Metaphern, nur daß die Übereinstimmung auf Gründen beruhen würde, die den zunächst angenommenen diametral entgegengesetzt sind.

Diese Schlußfolgerung läßt sich bestätigen, wenn man sich Klarheit über eine andere, eine grundlegende Unterscheidungsmöglichkeit verschafft hat. Dazu kann man noch einmal Max Black bemühen, der »Implikation« als das Prinzip von Metaphern und »verdeckte Identität« als das von Gleichnissen betrachtet hat.

> Implikation ist nicht dasselbe wie verdeckte Identität: eine Szene durch eine blaue Brille betrachten ist etwas anderes als diese Szene mit etwas anderem *vergleichen*.[194]

Er nennt drei Kriterien der Metapher, die dem Vergleich nicht zukommen: »Umgebung«, »Beziehungsreichtum« und »Sicht auf den Primärgegenstand«, teilweise selbst äußerst vage und metaphorische Eigenschaften.

Dagegen hat Davidson zu recht darauf hingewiesen, daß Black hier zwei Dinge vermenge: den einfachen Vergleich und seine Erläuterung. Schopenhauers Formulierung, ein geometrischer Beweis sei eine Mausefalle, sagt in der Übersetzung eines Vergleichs nur, ein geometrischer Vergleich sei *wie* eine Mausefalle, nicht mehr.

> Der Vergleich sagt, es gebe eine Ähnlichkeit, und überläßt es uns, ein gemeinsames Merkmal bzw. mehrere gemeinsame Merkmale herauszugreifen; die Metapher behauptet nicht ausdrücklich das Bestehen einer Ähnlichkeit, doch wenn wir sie als Metapher akzeptieren, werden wir wieder dazu angeleitet, gemeinsame Merkmale zu suchen (...).[195]

Jenseits des formalen Unterschieds, der semantischen Differenz, leisten Vergleich und Metapher gleiches:

> Was die Wörter mit ihrer buchstäblichen Bedeutung beim Vergleich fertigbringen, müssen sie auch in der Metapher leisten können. Die Metapher lenkt die Aufmerksamkeit, wenn schon nicht auf dieselben Ähnlichkeiten, so doch auf dieselben Arten von Ähnlichkeit wie der entsprechende Vergleich. Doch die unvorhergesehenen oder diffizilen Parallelen und Analogien, deren Verdeutlichung die Aufgabe der Metapher ist, brauchen, um zur Wirkung zu kommen, nicht auf mehr angewiesen zu sein als die buchstäblichen Bedeutungen der Wörter.[196]

Wenn Black beide Figuren so entschieden auseinanderrückt, dann nur deshalb, weil er mit »Vergleich« immer schon einen ausgeführten Vergleich meint. In ihm sind die spezifischen Ähnlichkeiten, auf die es dem Vergleichenden ankommt, ausdrück-

[193] Vgl. in diesem Sinn *Ortony* (1979b) 189f.
[194] *Black* (1983b) 397
[195] *Davidson* (1986) 357
[196] *Davidson* (1986) 358; vgl. a. *Künne* (1983) 189 und 196, *Ortony* (1979b) 189.

lich benannt und erläutert. Der geometrische Beweis ist demnach deshalb wie eine Mausefalle, »weil beide eine trügerische Belohnung verheißen, ihre Opfer allmählich anlocken, zu unangenehmen Überraschungen führen etc..«[197] Black hat auf die Kritik, er verschleife in seinem programmatischen Aufsatz von 1954[198] den Unterschied von einfachem und ausgeführtem Vergleich, implizit reagiert, wenn er in *»Mehr über die Metapher«* klarstellt, daß es ihm nicht auf die Vergleichsformel »ist wie« ankomme. Er sieht durchaus, daß sie verschiedene Verwendungsformen kennt: Sie kann direkt auf eine auffallende Ähnlichkeit hinweisen (»Sieht er nicht aus wie Mussolini?«); sie kann einen »offenen Vergleich«, der Punkt für Punkt Ähnlichkeiten herausarbeitet, einleiten; sie kann aber auch eine bloß stilistische Variante der metaphorischen Form sein. Robert Burns' »My love is a red red rose« -so sein Beispiel- hätte unter dem Zwang eines anderen poetischen Metrums durchaus auch als »My love is *like* a red red rose« erscheinen können. Beide Varianten stellen dieselben Interpretationsprobleme. Entscheidend ist für Black nicht die sprachliche Form, sondern Offenheit oder Festschreibung des Kontexts und des Vergleichsumfangs.

Unter diesen Voraussetzungen scheint es mir ebenfalls sinnvoll, an einer starken inhaltlichen Unterscheidung von »Metapher« und »Vergleich« festzuhalten. Das würde bedeuten, daß einige Formulierungen, die oberflächlich als Vergleich erscheinen (etwas »ist wie« etwas anderes), als Metapher zu analysieren wären. Das hieße aber auch, daß eine Redewendung, die formal wie eine Metapher erscheint, sich wie ein Vergleich verhält.

Dazu ein Beispiel: Kurt Tucholsky rezensierte 1927 die deutsche Übersetzung des *»Ulysses«* von James Joyce. Nach einer längeren Abwägung dessen, was er für die Stärken und Schwächen des Buches ansah, urteilte er abschließend: »Liebigs Fleischextrakt. Man kann es nicht essen. Aber es werden noch viele Suppen damit zubereitet werden.«[199] Das ist auf den ersten Blick eine Metapher, aber eine die -wenn auch selbst wieder metaphorisch- erläutert wird. Ihre Aussagekraft wird so vom Autor selbst präzisierend eingeschränkt, ganz wie beim länger ausgeführten Vergleich.

Ein über eine längere Passage hin ausgeführtes System von Metaphern, die im selben Bildfeld bleiben, wird oft als Allegorie bezeichnet.[200] Sucht man ein Pendant zu dieser Unterscheidung auf dem Feld des Vergleichs, so stößt man oft auf

---

[197] *Black* (1983a) 66

[198] Wieder abgedruckt in *Black* (1962), vgl. a. *Black* (1983a)

[199] *Tucholsky* (1975) 385

[200] Obwohl auch hier der Sprachgebrauch stark schwankt: *"Ausgehend von den beiden semantischen Grundmustern, Vergleich und Gegensatz, erkennt man Verwandtschaft der Allegorie mit verschiedenen Redeformen: einerseits mit Metapher, comparatio, exemplum, Aenigma, andererseits mit Ironie, Euphemismus, Sprichwort u.a. Der Platz der Allegorie innerhalb der sich historisch wandelnden Tropensysteme wechselt, oft liegt er zwischen Metapher (Allegorie als fortgesetzte Metapher) und Aenigma (dunkle Allegorie als Aenigma)."* Freytag (1992) 331

den Begriff des Gleichnisses.[201] Aber auf dieser Ebene wird eine klare Differenzierung noch schwieriger als auf der Ebene von Metapher und Vergleich. Die Begriffe »Allegorie« und »Gleichnis« gehen im praktischen Gebrauch oft ineinander über. Was im strengen Sinne eine Allegorie wäre, wird oft als Gleichnis bezeichnet. Aber auch hier kann man einwenden, daß es weniger auf die sprachliche Form als auf den Grad der expliziten Erläuterung ankomme. Selbst diese Unterscheidung fällt aber bei Allegorie und Gleichnis weniger ins Gewicht als bei Metapher und Vergleich. Denn durch die Ausführlichkeit der Figuren stützen und präzisieren sich die Elemente der Allegorie und des Gleichnisses gegenseitig, so daß hier, selbst wenn ihnen keine ausdrückliche Erläuterung beigegeben ist, im Bezug auf den ursprünglich gemeinten Gegenstand eine eingeschränkte Bedeutung entsteht.

Im folgenden bezieht sich also die Unterscheidung von »Metapher« und »Vergleich« nicht auf die sprachliche Form, sondern auf das Maß ihrer Explikation. Ebenso bei »Allegorie« und »Gleichnis«, wobei angesichts der praktischen Nähe beider Termini der des Gleichnisses im Zweifelsfall bevorzugt werden soll.

[201] Man nehme ein beliebiges, neueres literaturwissenschaftliches Wörterbuch: *"Das Gleichnis ist vom bloßen Vergleich durch die breitere Ausgestaltung und eine gewisse Selbständigkeit des Bildbereichs unterschieden..." Schweikle/Schweikle* (1990) 182

(2.5) Struktur der Metapher

Meine Beschäftigung mit der Geschichte der Metapher und den verschiedenen aktuellen Versuchen, ihre Funktionsweise zu entschlüsseln, verfolgte ein doppeltes Ziel.

Zum einen sollten ihre Eigenschaften und ihre Struktur um ihrer selbst willen untersucht werden. Der Versuch, das Konzept einer Metaphorologie oder eine Metapherngeschichte für bestimmte philosophische Problemfelder zu entwickeln -sei es in affirmativer, sei es auch in kritischer Absicht-, setzt ein klares Verständnis vom Aufbau und von den Möglichkeiten des Metaphernbegriffs selbst voraus.

Zum anderen aber sollte die Untersuchung des Metaphernbegriffs dazu dienen, ein vermutlich eng verwandtes Phänomen, das Modell, besser zu verstehen. Mir schien gerade dieses zweite Ziel am besten dort zu erreichen, wo man sich auf die kognitive Kraft der Metapher konzentrierte: in der sogenannten Interaktionstheorie. Wenn man nach den charakteristischen Eigenschaften der Metapher fragt, werden sich die hier angestellten Überlegungen am fruchtbarsten erweisen. Dennoch scheinen mir die Ergebnisse der Interaktionstheorie in bestimmter Hinsicht keineswegs unvereinbar mit anderen Ansätzen. So zeigen besonders in Fragen der Historizität von Metaphern -Fragen, die in der Interaktionstheorie kaum in den Blick kommen- Blumenbergs Ausführungen Anknüpfungspunkte.

Eine abschließende Zusammenfassung von wesentlichen Kennzeichen der Metapher kann also versuchen, mit den Ergebnissen verschiedener Traditionen der modernen Metaphernforschung eine Synthese zu bilden. Das Ergebnis muß selektiv bleiben. Unter dem Gesichtspunkt, daß die Metapher als kognitives Instrument zu betrachten ist, versucht die Auswahl jedoch die wichtigsten Merkmale zusammenzufassen. Auf diese Weise kann man überblicksartig die folgenden Ergebnisse festhalten:

1) Die Metapher ist nicht durch ein Wort allein bestimmt, sondern erst durch das Zusammenspiel von Rahmen und Fokus, beziehungsweise von Tenor und Vehikel. Die Metapher besteht im Kern aus einem *Metaphernthema*, das sich im Satz realisiert. In dieser Hinsicht ist sie *relational*. (Aussagentheorie der Metapher)[202]

2) Der Metaphernfokus dient als Filter, durch den der im Rahmen situierte Hauptgegenstand betrachtet wird. Bestimmte Eigenschaften des fokalen Objekts werden auf den Hauptgegenstand *übertragen*. (Filtertheorie)[203]

3) Der Filter besteht dabei nicht aus einer klar begrenzten Menge eindeutiger Attribute, sondern vielmehr aus einem kulturell geprägten *Implikationssystem*. Dieses Implikationssystem kann allerdings auch im unmittelbaren Kontext der

[202] Vgl. (2.2.3.2.) und (2.3.2.).
[203] Vgl. (2.2.3.2.) und (2.3.2.).

Metapher generiert worden sein. Die Metapher ist also wesentlich *kontextabhängig*. Sie setzt ein ganz spezielles *Vorwissen* voraus.[204]

4) Der Kontext wird aber nie eindeutig mitformuliert. Die Metapher ist daher eine *offene Figur*.[205]

5) Hauptsächlich aus dieser Offenheit ergibt sich auch die oft konstatierte prinzipielle *Unmöglichkeit, Metaphern zu paraphrasieren*.[206]

6) In der Metapher wird Ähnlichkeit als regulatives Prinzip der Übertragung unterstellt. Eigenschaften des Fokus werden auf den Hauptgegenstand projiziert, woraus eine Merkmalsübereinstimmung beider Metaphernpole resultiert. (Kreativitätsthese)[207]

7) Dennoch bleibt die produzierte Ähnlichkeit auf ein bestimmtes Merkmalsfeld beschränkt. Selbst wenn ein bestimmter Implikationszusammenhang formulierbar ist, erweisen sich einige Merkmale des fokalen Gegenstands als unübertragbar oder nicht übertragungsbedürftig. Dem Übertragungsvorgang geht also unausgesprochen eine bestimmte *Selektion* voraus. Die Ähnlichkeit der Metaphernpole ist nur *partiell*. Eine unaufgelöste Differenz beider Pole bleibt bestehen, wird aber als irrelevant betrachtet.[208]

8) Die Selektion, die die relevanten Merkmale des fokalen Implikationssystems von den irrelevanten trennt, wird von einem vagen Vorverständnis des Hauptgegenstands selbst gesteuert. Die Metapher ist also wesentlich ein *Interaktionszusammenhang* ihrer beiden Pole. (Interaktionstheorie)[209]

9) Dennoch hat dieser Interaktionszusammenhang ein Gefälle. Die Übertragung hat eine dominante Richtung. Metaphern sind daher *asymmetrisch und intransitiv*.[210]

10) Man kann die Metapher als kognitives Instrument bezeichnen. Sie hat *Mittelcharakter*.[211]

---

[204] Vgl. (2.2.3.2.) und (2.3.3.).
[205] Vgl. (2.3.3.).
[206] Vgl. (2.3.3.).
[207] Vgl. (2.2.3.2.) und (2.3.5.).
[208] Vgl. (2.3.5.).
[209] Vgl. (2.2.3.2.) und (2.3.4.).
[210] Vgl. (2.3.5.) und (2.4).
[211] Vgl. (2.3.5).

11) Metaphern haben eine gewisse individuelle Geschichte. Bestimmte Figuren durchlaufen einen *»Lebensweg«* von der »lebendigen« zur »toten« Metapher, das heißt: Die Spanne ihrer Offenheit kann unterschiedlich groß sein. Ihre extreme Verengung kann in einer Terminologisierung enden. (Als benachbartes Phänomen ist hier die Katachrese zu nennen.)[212]

12) Metaphern können aber auch eine Geschichte *als Metaphern* durchlaufen. Sie verfestigen sich dann in *stabilisierten ikonischen Traditionen* und können selbst als Hintergrund, als weiterer Implikationszusammenhang einer anderen Metapher wirken. (*diachronischer Zusammenhang*)[213]

13) Als geronnene Metapher ist auch eine gewisse Systemeinbindung möglich. Es ergeben sich Metaphernfelder. (*synchronischer Zusammenhang*)[214]

[212] Vgl. (2.2.2.) und (2.3.3.).
[213] Vgl. (2.2.2.) und (2.3.3.).
[214] Vgl. (2.2.2.).

(3) Modellübertragung

(3.1) Metapher als Modell

Zwei Bedingungen müssen erfüllt sein, wenn ein bestimmtes Untersuchungsgebiet, in dem zwar einige Tatsachen oder Untersuchungsprinzipien bekannt sind, sonst aber wenig mehr, mit Hilfe eines theoretischen Modells weiter erklärt werden soll.[1]

Zunächst muß solch ein Modell überhaupt zur Verfügung stehen. Gesucht ist also eine Theorie, die ihren eigenen Untersuchungsbereich schon weit besser erforscht hat und sich auf die ursprüngliche Fragestellung übertragen läßt. Sodann muß diese Übertragung durch bestimmte Umstände gerechtfertigt erscheinen. Soviel ließ sich immerhin über die Modellmethode schon aussagen.

Man kann nun versuchen, diese Methode auf die *Theorie des Modells selbst* anzuwenden. Ein Vorbild, dessen Strukturen man versuchsweise auf das Modellkonzept übertragen kann, liegt vor: Es findet sich in der Theorie der Metapher, die sich in den letzten Jahren zu einem regen Forschungsfeld mit vielen neuen Erkenntnissen entwickelt hat.

Die Motivation, sich gerade der Metaphorntheorie näher zu widmen, lag in der von vielen Autoren geäußerten Ansicht, Metapher und Modell seien zwei eng verwandte Phänomene.[2] Vergleicht man nun die provisorische Liste der Eigenschaften, die Modellen zugesprochen werden können[3], mit den Merkmalen der Metapher (vgl. Tab. 1, S. 134), so wird diese Meinung bestätigt. Denn es finden sich in der Tat eine ganze Reihe signifikanter Gemeinsamkeiten.

Sowohl die Metapher als auch das Modell zeichnen sich durch ihre Relationalität aus, beide sind vor allem zweipolige Übertragungsfiguren, deren Interpretation einer gewissen Kontextabhängigkeit unterliegt. Bei beiden fungiert partielle Ähnlichkeit als regulatives Prinzip, beide sind asymmetrische, intransitive Figuren, denen echter Mittelcharakter zukommt.

Von der Metapher sind darüber hinaus aber noch einige weitere wesentliche Eigenschaften bekannt, so etwa ihre grundsätzliche Konstitution durch einen Interaktionsprozeß, ihre individuelle Entwicklung und ihr sowohl diachronischer als auch synchronischer Zusammenhang; zudem die Unabgeschlossenheit des Implikationssystems und die Unmöglichkeit einer erschöpfenden Paraphrase.

---

[1] Vgl. Abschnitt (1.2).

[2] Vgl. Abschnitt (1.3), Anm. 76, 77 und 80.

[3] Vgl. hier Abschnitt (1.1).

Tab. 1:

METAPHER UND MODELL

Gemeinsamkeiten und Unterschiede - erste Übersicht

Gemeinsamkeiten:	Metapher	Modell
Relationalität	(1)	(1)
Übertragungsfigur	(2) Metaphernfokus als Filter	(2) Modell als Vorbild
Kontextbedingtheit Interpretation von Vorwissen abhängig	(3) Implikationssysteme (kulturell gegeben oder speziell produziert)	(7) Interpretationskonventionen
Ähnlichkeit als regulatives Prinzip	(6) Kreativitätsthese	(6)
Partialität der Übertragung	(7)	(5)
Asymmetrie und Intransivität	(9)	(8) (unter Vorbehalt)
Mittelcharakter	(10)	(9)

Spezielle Charakteristika einer der beiden Formen:	Metapher	Modell
Unabgeschlossenheit des Implikationszusammenhangs	(4)	
Unmöglichkeit einer erschöpfenden Paraphrase	(5)	
Interaktionszusammenhang	(8) Interaktionstheorie	
Individuelle Geschichte	(11) "Lebensweg" der Metapher	
Diachronischer Zusammenhang	(12) Stabilisierte ikonische Traditionen	
Synchronischer Zusammenhang	(13)	
Repräsentation		(3)
Modell als Schnittpunkt zweier unterschiedlicher Beziehungen		(4) Modell als Einheit von Vorbild und Nachbild, bzw. Vorausgesetztem und Ges.

Ziffern weisen auf die Merkmalslisten im Text hin. Für die Metapher vgl. den vorhergehenden Abschnitt (2.5), für das Modell Abschnitt (1.1.).

Die grundsätzliche Verwandtschaft, die sich so für Metapher und Modell bestätigt hat, rechtfertigt nun den Versuch, weitere Merkmale der Metapher auf das Modell zu übertragen.[4] Welche der Eigenschaften, die bislang allein der Metapher zukamen, lassen sich also mit Gewinn in den ursprünglichen Untersuchungsbereich transferieren?[5]

Scheiden wir der Einfachheit halber zunächst die Merkmale aus, die ohne weiteres als unübertragbar zu erkennen sind, zum Beispiel die prinzipielle Unabgeschlossenheit des die Metapher konstituierenden Implikationszusammenhangs. Denn der Bedeutungsumfang von Metaphern bleibt offen; sie leben gerade davon, daß sie nicht explizit werden, daß sie von Fall zu Fall ihrer Aktualisierung, von Sprecher zu Sprecher, Hörer zu Hörer, Leser zu Leser leichter oder stärker changierende Assoziationssysteme aktivieren.

Modelle hingegen sind kognitive Instrumente, die dazu dienen, eine Struktur *explizit* von einem Bereich in einen anderen zu übertragen. Sie kommen in der Regel erst zur Wirkung, wenn ihre Übertragungsarbeit Punkt für Punkt thematisiert wird.

In der Unausgesprochenheit ihres Detailtransfers liegt die Lebendigkeit der Metapher; sie muß aber andererseits auch immer wieder bei Null beginnen. Erst bei ritualisierten Metaphern kann es eine partielle Kontinuität, die schon erwähnten stabilisierten ikonischen Traditionen, geben. Diese Traditionen werden um so wirksamer, je stärker der Assoziationszusammenhang sich verfestigt hat.

---

[4] Wenn im weiteren von "Modell" die Rede ist, so sind -wenn nicht ausdrücklich anders vermerkt ist- immer theoretische Modelle gemeint. Mathematische Modelle sind ohnehin schon ausgeschieden worden. Maßstabgetreue und Analogiemodelle haben einen höheren Grad an Anschaulichkeit als theoretische Modelle -sie werden noch gegenständlich konstruiert-, während Archetypen auf einer höheren Allgemeinheitsstufe stehen. Auch zu diesen anderen Modellarten gäbe es im Bereich der Metapher Entsprechungen. So ist deren ursprünglich sprachliche Verfassung auch in andere, anschaulichere Medien übertragen worden, zum Beispiel in die Bildende Kunst. (Vgl. u.a. *Aldrich* (1963), *Danto* (1991) Kap. VII, *Gombrich* (1978)) Im Bereich der Archetypen ist schon auf ihre Korrelation mit den Wurzelmetaphern hingewiesen worden. Auf beide Gebiete werde ich später noch, wenn sich die Leistungsfähigkeit des Konzepts ›Metapher‹ im engeren Sinne als Modell für theoretische Modelle erwiesen hat, zurückkommen.

[5] Mary Hesse unterscheidet an dieser Stelle zwischen negativer, positiver und neutraler Analogie. Die *negative Analogie* sind die Eigenschaften des Modells, die nicht in das Explanandum eingehen, mit *positiver Analogie* sind die Merkmale gemeint, die Explanat und Explanandum bekanntermaßen gemeinsam zukommen. Die *neutrale Analogie* bezeichnet schließlich die Charakteristika des Vorbilds, von denen noch unklar ist, ob sie dem Explanandum ebenfalls zukommen. Entscheidend sind hier also die neutralen Analogien, die daraufhin geprüft werden müssen, ob sie sich in positive überführen lassen oder als negative ausgesondert werden müssen. Obwohl ich sachlich vollkommen mit ihr übereinstimme, scheint mir die Terminologie Hesses hier nicht gelungen, da die negativen Analogien ja gerade keine Analogien sind, sondern Differenzen, und auch die sogenannten "neutralen" streng genommen keine wirklichen, sondern nur mögliche Analogien sind. Vgl. *Hesse* (1966) 8-10.

Modelle hingegen haben sich diese Verfestigung ins Programm geschrieben. Das macht sie unflexibler, aber auch kalkulierbarer. Die Übertragung jedes Details wird ausdrücklich diskutiert und bewertet. Das bedeutet nicht, daß am Modell nicht immer und immer wieder neue Aspekte, die sich für das Explanandum als fruchtbar erweisen können, entdeckt würden. Es bedeutet nur, daß einmal entdeckte und bewertete Kriterien eine gewisse Stabilität im Strukturzusammenhang erhalten. Neubewertungen, die sich aus einer veränderten Erkenntnislage ergeben, sind allerdings ebenfalls nicht ausgeschlossen. Modelle sind also in gewisser Hinsicht petrifizierte Analogien. Sie werden dadurch aber auch intersubjektiv kommunizierbar und unabhängiger von einzelnen Anwendern.
Damit entfällt auch das zweite Kriterium, die Unmöglichkeit der erschöpfenden Paraphrase. Da beim Modell die Analogie mit Bedacht expliziert wird, ist eine zusätzliche Paraphrase überflüssig. Paraphrasen versuchen, das Unausgesprochene auszusprechen. Beim Modell soll aber ohnehin alles ausdrücklich formuliert werden.
Aus ähnlichen Gründen ist es auch unmöglich, von einem Lebensweg des Modells zu sprechen, da auch diese Eigentümlichkeit der Metapher aus der Spannung zwischen ihren offenen und den mehr ritualisierten Elementen herrührt.

Alle anderen Elemente des Metaphernbegriffs zeigen aber vielversprechende Möglichkeiten, die sich durchaus auf das Modell anwenden lassen. Dies könnte vor allem für das zentrale Charakteristikum der Metapher, nach dem sie ein Interaktionszusammenhang ist, gelten. Betrachten wir dazu einige Beispiele, mit deren Hilfe man sich einer möglichen Interaktion beim Modell schrittweise annähern kann. Nehmen wir dazu als erstes noch einmal *maßstabgetreue Modelle.*
Bei Durchsicht der alltagssprachlichen Verwendungsweisen des Begriffs »Modell« fiel auf, daß er teils für das Vorbild, teils auch für das Nachbild einer Übertragung zu stehen schien. Das ließ sich zunächst so erklären, daß in Fällen wie etwa einem maßstabgetreuen Flugzeugmodell eigentlich zwei Übertragungen stattgefunden haben, die erste von einem Original, dem realen Flugzeug, auf das sogenannte »Modell«, die zweite vom Modell auf mögliche reale Originale. Die erste Übertragung ließe sich jetzt als *materielle Assimilierung* bezeichnen, für die zweite könnte man den Begriff einer *identifizierenden Assimilierung* einführen, da in diesem Fall keine wirkliche kreative Übertragung vorliegt, sondern nur eine Wiedererkennung.
Für beide Übertragungen ist aber festgestellt worden, daß jeweils das Vorbild als Modell fungiert, für die erste also das landläufig »Original« genannte reale Flugzeug, für die zweite das gewöhnlich als »Modell« bezeichnete Miniaturflugzeug. Um Unklarheiten aus dem Wege zu gehen, schlage ich vor, den Begriff des Modells vorläufig zu vermeiden und statt dessen bei den beiden Polen eines einzelnen Übertragungsprozesses von *Vorbild* und *Nachbild* zu sprechen sowie die

beiden in Beziehung tretenden Sphären als *Referenzbereich* und *Repräsentationssphäre* zu bezeichnen.
Bei der materiellen Assimilierung übernähme dann der Referenzbereich die Funktion des Vorbilds und die Repräsentationssphäre die des Nachbilds; bei der identifizierenden Assimilierung dreht sich das Verhältnis um: Jetzt ist die Repräsentationssphäre das Vorbild, das Referenzobjekt das Nachbild.
Der Zweck maßstabgetreuer Modelle liegt aber meist in der identifizierenden Wiedererkennung, also beim zweiten Übertragungsvorgang. Auch die erste Übertragung, jene materielle Assimilierung, durch die das Miniaturflugzeug erst hergestellt wird, geschieht mit Blick auf die zweite. Beide Übertragungen sind im Grunde asymmetrisch. Dennoch hat sich nun die symmetrische Ähnlichkeit als vermeintliche Grundlage in den Vordergrund gedrängt. Denn bei der reinen Identifikation fällt die Übertragungsleistung am wenigsten ins Auge.
Nun findet aber in beiden Fällen in der Tat entweder eine Produktion oder eine Projektion von Merkmalen statt. Man kann daher eine gewisse Ähnlichkeit dieses Vorgangs mit dem komplexen Zusammenspiel der Metaphernpole feststellen. Jedoch handelte es sich bei der echten Interaktion der Metapher um eine gegenseitige Anreicherung mit Merkmalen. Beim maßstabgetreuen Modell kann man hingegen noch nicht von *echter* Interaktion sprechen, da lediglich zwei Übertragungen ähnlicher Struktur, eine materielle und eine identifzierende Assimilierung, ineinandergeschoben worden sind. Der eine Pol der Beziehung (Ausgangspunkt der ersten und Ziel der zweiten Übertragung) bleibt beim maßstabgetreuen Modell zudem deutlich dominant.

Bei einem zweiten Beispiel zeigt sich schon eine etwas ausgeprägtere Interaktion. Nehmen wir den Fall, daß bestimmte materiell leicht verfügbare Repräsentanten benutzt werden, um einige ungewisse Eigenschaften eines selbst unzugänglichen Referenzbereichs daran abzulesen. Diese Übertragung vom Repräsentanten auf das Referenzobjekt ist dann keine bloß identifizierende Assimilierung mehr, sondern eine genuin kognitive. Man findet sie vor allem bei isomorphen Modellen, obgleich auch maßstabgetreue Modelle diese Funktion gelegentlich übernehmen können. Man kann das am Beispiel des Experiments erläutern. Im Labor isolierte Prozesse sollen Vorgänge in frei ablaufenden, komplexen Zusammenhängen repräsentieren. Man versucht daher, eine möglichst weitgehende Entsprechung der Realität als Versuchsanordnung zu rekonstruieren (1. Übertragung). Die Ergebnisse des ausgeführten Experiments sollen dann auf den ursprünglichen Bedingungszusammenhang rückprojiziert werden (2. Übertragung). Da der Referenzbereich aber nicht zugänglich ist, hat diese erste Übertragung in gewisser Hinsicht einen imaginären Charakter. Das »Vorbild« ist nur eine theoretische Vermutung über den Charakter des Referenten. Diese Vermutung realisiert sich im »Nachbild«. Ob die theoretischen Voraussetzungen überhaupt praktikabel waren, erweist sich erst im Erfolg oder

Mißerfolg des Modellversuchs bzw. bei der Rückübertragung. Unter Umständen scheitert die Rückübertragung, und ein neues Experiment mit veränderter Versuchsanordnung wird nötig.[6] Wenn man nun die theoretischen Vorstellungen über das Referenzobjekt einerseits und den Repräsentanten andererseits als die einander modifizierenden Pole betrachtet, wird man an diesem Beispiel schon Züge echter Interaktion erkennen.[7]

Bei einem dritten Beispiel, bei *theoretischen Modellen*, wird die Parallele zur Interaktion bei der Metapher schließlich noch deutlicher. Denn erst bei theoretischen Modellen stehen sich zwei Pole gleicher Art gegenüber. Wie bei der Metapher zwei sprachliche Implikationssysteme interagieren, so treffen nun zwei Theorien aufeinander. Zunächst aber hieß das nur, daß eine Begriffsstruktur, die sich in einem gut erforschten Untersuchungsgebiet bewährt hat, auf die Erklärungsversuche für ein anderes relativ unbekanntes Untersuchungsgebiet projiziert worden ist. Inwiefern interagieren sie aber?
Wie bei den identifizierenden Assimilierungen sich Referenzbereich und Repräsentationssphäre gegenübertreten, werden nun zwei Begriffszusammenhänge

---

[6] Es muß allerdings darauf hingewiesen werden, daß hier der Einfachheit halber ein traditioneller, sehr simpler Experimentbegriff herangezogen wird. Die Wirklichkeit von »Modell« und »Experiment« stellt sich in den modernen Naturwissenschaften (wie etwa der Molekularbiologie) viel komplexer dar. Hans-Jörg Rheinberger weist unter anderem darauf hin, daß Modelle nicht mehr im herkömmlichen Sinne Repräsentationen von Naturvorgängen sind.
Der Wissenschaftler *"unterwandert die selbst immer wieder gesetzte Opposition zwischen 'Natur' und ihrer 'Repräsentation', zwischen 'Natur' und 'Modell'. Zunächst meint Repräsentation nichts anderes als die Anordnung der Elemente des Experimentalsystems selbst. Sie ist nicht von einer anderen Ordnung, nicht die Möglichkeitsbedingung für die Erkenntnis von Dingen, sondern die Möglichkeitsbedingung von Dingen, epistemische Dinge zu sein. Sodann wird das Wissenschaftsobjekt erstens repräsentiert im Sinne einer* Produktion*: es wird dargestellt, indem es hergestellt wird, zweitens wird es re-präsentiert im Sinne einer* Repetition*, eines iterativen Aktes. Jede Produktion im Sinne einer Repräsentation ist eine Reproduktion. 'Natur' kann keine auswärtige Referenz für diese Aktivität sein. Sie ist Experimental-Natur nur insofern, als sie selbst immer schon Repräsentation ist, als sie schon ein wie auch immer* marginales *Element des Spiels ist. Damit ist Repräsentation immer schon Repräsentation einer Repräsentation. Ebenso verhält es sich mit dem Modell. Das Modell ist Teil des Modellierten, und das Modellierte ist selbst immer schon ein Modell." Rheinberger* (1992) 81f

[7] McLaughlin z.B. sieht in dieser Interaktion von Theorie und Experimentalanordnung das entscheidende Charakteristikum von Experimenten generell: *"Im Experiment also vergleichen wir nicht unsere Repräsentation der Natur mit der Natur als solcher, sondern mit der Natur, soweit wir sie manipulieren können, wir vergleichen unsere Repräsentation der Natur unter der Form des Machbaren mit der technisch angeeigneten Natur. Die Korrespondenz, die gesucht wird, ist nicht eine Übereinstimmung zwischen einer 'künstlichen' (sprachlichen) Entität und einer 'natürlichen' (physischen) Entität, sondern zwischen zwei Sorten von Artefakten: denen, die wir benutzen, um die Welt zu repräsentieren, und denen, die wir benutzen, um sie zu manipulieren. Ein Experiment ist also der Versuch, unsere Repräsentationsmittel und unsere Manipulationsmittel in Übereinstimmung miteinander zu bringen." McLaughlin* (1993) 216

kontrastiert, die *Explanandum* und *Explanans* heißen sollen. Unterstellen wir zunächst ein theoretisches Modell, daß dem Beispiel vom Experiment nahekommt. Danach wird als Explanans ein Modell gesucht, das dem Explanandum hinlänglich ähnlich ist. Das heißt, daß anders als bei der Metapher, in der nahezu beliebige Begriffe gegenübergestellt werden können, für ein funktionstüchtiges Modell eine gewisse Nähe seiner beiden Pole anzunehmen ist.[8]

Man kann nun die Suche nach einem möglichst ähnlichen Explanans als erste Übertragung betrachten. Das ursprüngliche Untersuchungsgebiet dient damit als Vorbild für das gesuchte Modell. Erst in der zweiten, der eigentlichen Modellübertragung gewinnt der Prozeß dann allerdings seine kreativen Aspekte.

Das bedeutet aber erstens, daß das Ausgangsmodell immer seine dienende Funktion behält: Der eigentliche Übertragungsgewinn zeigt sich vor allem beim zweiten Teil des Prozesses, bei der Übertragung der Eigenschaften des Explanans auf das Explanandum. Das bedeutet zweitens auch, daß der Aspekt *vorausgesetzter* Ähnlichkeit stärker hervortritt, als dies bei der Metapher der Fall war.

Es liegt daher nahe zu fragen, ob man nicht auch bei Modellen, vor allem bei wissenschaftlichen oder philosophischen Theoriemodellen, eine nachhaltigere Wechselbeziehung finden kann, einen Interaktionsprozeß also, wie er die Metapher kennzeichnet. Als Hinweis ließe sich noch einmal eine Bemerkung von Norbert Elias heranziehen. Seine Fallstudie über die englische Arbeitersiedlung Winston Parva, in der das Verhältnis von Etablierten und Außenseitern untersucht wurde, ist ja bereits als Beispiel eines theoretischen Modells herangezogen worden. Dort findet sich unter anderem auch folgende Überlegung:

> Einige dieser Aspekte zeigen sich auch in einem so beschränkten Rahmen wie Winston Parva. Es erschien nützlich, den Makrokosmos großformatiger Gesellschaften vom Mikrokosmos einer kleinen Gemeinde her zu beleuchten und umgekehrt. Das ist zumindest die Absicht, die hinter der Verwendung der Etablierten-Außenseiter-Beziehung in einem engen Szenario als empirisches Paradigma für analoge Beziehungen in anderen Szenarien, und oft in einem anderen Maßstab, steckt. Manche Einzelheiten lassen sich im kleinen Kontext schärfer fassen, andere treten in größeren Kontexten klarer hervor. Beide Perspektiven vereint mögen zu einem besseren Verständnis der Soziodynamik von Etablierten-Außenseiter-Beziehungen verhelfen. Weil eine solche Untersuchung Beziehungstypen, die man traditionell nur als verschieden wahrnimmt, unter einem begrifflichen Hut zusammenbringt, könnte es sein, daß sie alle dadurch plastischer werden."[9]

---

[8] Mary Hesse z.B. hält das sogar für die Grundbedingung von Modellen überhaupt: *"There is, however, an important distinction to be brought out between such a use of metaphor and scientific models, for, whatever may be the case for poetic use, the suggestion that* any *scientific model can be imposed a priori on* any *explanandum and function fruitfully in its explanation must be resisted. Such a view would imply that theoretical models are irrefutable. That this is not the case is sufficiently illustrated by the history of the concept of a heat fluid, or the classical wave theory of light. Such examples also indicate that no model even gets off the ground unless some antecedent similarity or analogy is discerned between it and the explanandum."* *Hesse* (1966) 161f

[9] *Elias/Scotson* (1990) 55

Dieses Programm bleibt jedoch auch bei Elias unausgeführt, so daß offenbleiben muß, ob hier wirklich ein echtes Interaktionsverhältnis gemeint ist und wie man sich diesen Prozeß konkret vorzustellen hat.[10] Gilt er außerdem auch, wenn zwei weiter entfernte Theoriekomplexe aufeinandertreffen?
Wenn man solch einen stärkeren Interaktionsprozeß aber wirklich nachweisen kann -und dies ist in der Tat nur an konkreten Fallbeispielen, durch die Analyse einzelner wissenschaftlicher oder philosophischer Modelle möglich-, dann ließe sich vielleicht sogar näheres über die Gestalt des starken *metaphorischen* Interaktionsprozesses sagen. Denn weil das Modell seine Übertragungen ausdrücklich und in jedem Detail offen ausführt, lassen sich von der petrifizierten Form vielleicht Rückschlüsse auf die flüssige führen.
Als wie stark sich die Interaktion zwischen Explanans und Explanandum auch immer erweisen wird - Ziel einer leistungsfähigen Modellübertragung wird eine möglichst große Verwandtschaft beider Bereiche sein, so daß idealiter die Struktur beider identisch ist.

Wenn nun der Referenzbereich und seine Repräsentation oder das Explanandum und sein Explanans sich in einem komplexen Interaktionsprozeß gegenseitig beeinflussen und auf einen möglichst hohen Grad der strukturellen Übereinstimmung hinarbeiten, dann wäre es vielleicht auch sinnvoll, den Begriff »Modell« für die Gesamtstruktur der beiden interagierenden Pole zu verwenden. Auch hierfür kann die Metapher als Vorbild dienen.
Von beiden, sowohl Metapher als auch Modell, ist auf einer allgemeinen Ebene schon festgestellt worden, daß sie sich erst in einer zweipoligen Relation realisieren. Ein Gegenstand wird zum Beispiel erst dann zum Modell, wenn er als Vorbild für ein anderes Objekt eingesetzt und damit auf dies andere Objekt bezogen wird. Auch ein Wort erhält seine metaphorische Dimension erst durch seinen Bezug auf einen Tenor, erst dadurch, daß es zum Metaphernfokus in einem Rahmen wird, in einem Rahmen, zu dem es im buchstäblichen Verständnis meist sogar im Widerspruch steht.
Nun hieß es aber darüber hinaus von dem Begriff »Metapher«, er werde zwar oft für den fokalen Ausdruck benutzt, erweise sich im Kontext der Aussagentheorie jedoch erst als Bezeichnung des Gesamtzusammenhangs von Rahmen und Fokus als sinnvoll. Es wäre nun -wie schon angedeutet- zu bedenken, ob nicht auch der Ausdruck »Modell« in diesem Sinne relational ist. Er stünde dann ganz analog zur Metapher nicht allein für das eine Element in der zweipoligen Beziehung, sondern für die Gesamtstruktur selbst.
Da nun auch beim Modell, unabhängig davon, wie stark man die Interaktion von Explanans und Explanandum veranschlagt, die übertragungsfähigen Merkmale des Explanans einer vorherigen Selektion durch das Explanandum unterliegen, muß

[10] Zu diesem Problem siehe schon Abschnitt (1.2).

man davon ausgehen, daß ein Theoriekomplex, je nachdem für welche Art Untersuchungsgebiet er Vorbild sein soll, ein je anderes Modell ergeben wird. Man könnte also gewissermaßen von einem »Modellthema« sprechen. Anders ausgedrückt: Der gesamte interaktive Prozeß selbst ist dem Modell wesentlich. Das Modell ist das Zusammenspiel dieser beiden Pole. Allerdings kann man anders als bei der Metapher, deren Offenheit eine stets aufrechterhaltene Spannung beider Pole bedingt, beim Modell zunächst von vorläufigen Ergebnissen des Prozesses ausgehen, so daß in einem nächsten Schritt der Begriff »Modell« für eine an beide Pole gemeinsam herangetragene Struktur steht. Der Begriff steht also für die Gesamtstruktur, bei der die beiden strukturanalogen Pole immer mitgedacht sind.

In gewisser Hinsicht trifft sich diese Folgerung auch mit einem schon erwähnten unreflektierten Sprachgebrauch für das Wort »Modell«. Bei Automodellen wie dem »Ford Modell T« war zum Beispiel aufgefallen, daß der *Typus* als Modell bezeichnet worden ist.[11]

Auch der komplexere Modellbegriff, der mit Hilfe der Metaphernanalyse gewonnen worden ist, beinhaltet diese Bedeutung des Modells als Typus, als bestimmtes theoretisches Erklärungsmuster. Jedoch soll »Modell« in diesem Sinne nicht wieder synonym mit »Theorie« schlechthin gebraucht werden; es steht vielmehr nur für ein Erklärungsmuster, dem seine Genese aus wechselseitigen Übertragungen wesentlich ist.

Gelegentlich wird es aber durchaus zweckmäßig sein, auch die Vorbildposition in konkreten Übertragungsprozessen selbst als »Modell« zu bezeichnen. Dies empfiehlt sich schon aus Gründen der Anschlußfähigkeit an andere theoretische Diskurse. Meist bringt der jeweilige Kontext ohnehin klar zum Ausdruck, ob es sich um ein Modell im Sinne eines Übertragungsvorbilds oder um ein Modell im Sinne der Gesamtstruktur handelt. Wo der Argumentationszusammenhang diese Klarheit nicht sichert, werde ich im einen Fall explizit »Vorbild« oder »Ausgangsmodell« und im anderen *»Gesamtstruktur«*, *»übergreifendes«* oder *»Gesamtmodell«* benutzen.[12]

---

[11] Vgl. hier Abschnitt (1.1)

[12] Diese Unterscheidung trifft sich nicht ganz mit einer Differenzierung, die Mary Hesse vorschlägt. Hesse spricht von $Modell_1$ und $Modell_2$. »$Modell_1$« heißt bei ihr das Abbild eines Objekts ohne die bekannten negativen Analogien. In Betracht kommen also nur die positiven und (vorerst noch) neutralen Analogien. »$Modell_2$« meint das gesamte Vorbild incl. der negativen Analogien. (*Hesse* (1966) 9ff. Zum Gebrauch der Termini »positive«, »negative« und »neutrale Analogie« durch Hesse vgl. hier Anm. 19.) Mein Ausgangsmodell entspräche in gewisser Hinsicht ihrem $Modell_1$, während das von mir »Gesamtmodell« genannte Konstrukt schon das Ergebnis eines vorläufig zur Ruhe gekommenen Prozesses meint; es enthielte also nur solche Analogien, die in Hesses Sprachgebrauch »positive« heißen.

Man wird nun wenig Mühe haben, ein weiteres Merkmal der Metapher auf das Modell zu übertragen: ihren diachronischen Zusammenhang. Dies ist deshalb um so leichter, als ikonische Traditionen ja sogar eine gewisse Erstarrung der Metapher vorausgesetzt haben. Sie bedienen sich also einer Form der Metapher, die von sich aus dem Modell schon näher kommt als die für die strenge Tropenforschung oft paradigmatische Variante der lebendigen Metapher. Daß Modelle in einem diachronischen Zusammenhang stehen können, heißt demnach nichts weiter, als daß sie eine Geschichte *als Modell* haben, und zwar als *Gesamtmodell*. Eine Modellgeschichte zu schreiben wird also heißen müssen, die Geschichte von Modellen im Sinne von *Typen* zu schreiben.

Der Ausgangspunkt dieser Überlegungen war die Frage, wie genau eine Modellgeschichte philosophischer Affekttheorien aussehen könnte. Ich denke, daß nun etwas klarer geworden ist, wodurch sich solch eine Modellgeschichte auszeichnet. Dennoch stehen einige Abgrenzungen noch aus. Sie zu klären hilft das letzte, bisher noch nicht erwähnte Charakteristikum der Metapher: ihr synchronischer Zusammenhang.

Schon Hans Blumenberg hatte darauf hingewiesen, daß das Verständnis einer Metapher zu Anachronismen neigt, wenn es nicht mit Hilfe synchronischer Querschnitte durch ihren gedanklichen Zusammenhang gestützt wird. Man müsse »Begriff und Metapher, Definition und Bild als Einheit der Ausdruckssphäre eines Denkers oder einer Zeit nehmen.«[13] Diese Einheit der Ausdruckssphäre kann man als besonderes Implikationssystem, zum einen als den im unmittelbaren Textzusammenhang mitzudenkenden Kon-Text, zum anderen als ein auch historisch fixiertes kulturtypisches Assoziationssystem, verstehen. Für die Metapher erschloß sich diese Art Kontext in ihrem Zusammenspiel mit den anderen, vor allem begrifflichen, Elementen einer Theorie.

Auch Modelle stehen in einem solchen Zusammenhang, allerdings sind sie darin anders verortet. Theoretische Modelle, so könnte man zunächst einmal thetisch feststellen, bilden eine mittlere Integrationsebene zwischen Begriff und Theorie. Sie waren als Strukturen bezeichnet worden, die durch Übertragungen verschiedener Merkmale entstanden sind; nach »unten«, also zum Begriff hin, lassen sie sich abgrenzen als terminologische Ensembles, durch die die einzelnen Begriffe erst ihren Ort und ihren Stellenwert erhalten.

Andererseits muß das Modell auch nach »oben«, das heißt gegen die Theorie als solche, abgegrenzt werden. Hier erscheint der Übergang sehr verschwommen, weil -wie schon gezeigt worden ist- gerade »Theorie« und »Modell« oft synonym verwendet werden. Dennoch erscheint mir eine härtere Trennung hier sinnvoll. Deshalb schlage ich vor, an dieser Stelle mit Johannes Rohbeck eine philosophische Theorie als »Ensemble von Modellen« zu definieren.

[13] *Blumenberg* (1960) 38, vgl. hier Abschnitt (2.2.2).

Als solches Ensemble sind Modelle in ihrer Bedeutung von den Theorien, die sie integrieren, abhängig. Wie sie selbst einzelnen Begriffen Ort und Stellenwert zuweisen, so sind ihr eigener Ort und Stellenwert nun ihrerseits durch den Gesamtzusammenhang der Theorie bedingt. Dennoch kommt ihnen als mittlerem -und damit auch vermittelndem- Integrationszusammenhang eine größere Wandlungsresistenz zu. Die Komposition einzelner philosophischer Theorien insgesamt ist in hohem Maße vom jeweiligen Autor geprägt. Was dabei an Traditionsbestand übernommen wird, was der einzelne bewahrt, variiert oder konkret negiert, wird man auf dieser mittleren Ebene der Modellkonstruktion suchen können.
Rohbeck schreibt dazu:

> Die erste Frage verweist zunächst auf die *Größenordnung* des skizzierten Modelltyps. Sicherlich beschränken sich Modellbildungen nicht auf einzelne Texte, nicht einmal auf einzelne Autoren, sondern erstrecken sich in der Regel auf eine ganze Epoche. Es zeichnet die Modelle aus, bei aller Variation der Detailargumente eine stabilisierende Orientierung zu liefern, die Vielfalt der Einzelprobleme unter eine relativ beständige Strukturvorstellung zu subsumieren. Gerade die innere Wandlungsfähigkeit und Variabilität der Modelle zeigt, wie hartnäckig bis zur völligen Aushöhlung der Erklärungskraft an einem einmal gewählten Modell festgehalten wird. Das mag als Erkennungsmerkmal dienen, hinsichtlich des Zeitraums epochal und nicht selten epochenübergreifend vorzugehen.
> Auch auf den *Bedeutungsumfang* bezieht sich diese Universalität. Modelle haben die weitere Eigenschaft, übertragen zu werden und damit in mehreren Disziplinen gleichzeitig eine Erklärungsfunktion zu übernehmen. Das führt zur Kollision von Modellvorstellungen und zu neuen Synthesen, so daß philosophische Theorien meist aus einem Ensemble von Modellen bestehen.[14]

Man wird also auch die Geschichte eines Modells nicht schreiben können, ohne die jeweiligen Systemeinbindungen näher zu berücksichtigen, die es im Laufe seiner Entwicklung bei den einzelnen Autoren eingeht. An dieser Stelle muß Modellgeschichte also immer ein Stück weit mit traditioneller Philosophiegeschichte verbunden werden.
Dennoch hat auch der synchronische Aspekt der Modellgeschichte hier die Besonderheit, daß er als Ensemble von Modellen Verfügungen und Brüchen, Kohärenzen und Widersprüchen eigener Art unterliegt. Es wird Modelle geben, die besser zueinander passen, und solche, die weniger gut miteinander harmonieren. Schließlich werden sich manche Widersprüche so verschärfen, daß es zu den erwähnten Kollisionen kommt. Man wird hierin ein Movens für Modellgeschichte vermuten können.
In dieser überindividuellen Geltung des Modells erweist sich erneut sein genuiner Mittelcharakter. Sowohl Johannes Rohbeck als auch Mary Hesse haben darauf hingewiesen, daß ein Modell nie in den Intentionen seines Erfinders oder Anwenders voll aufgeht, sondern überschießende Aspekte impliziert, die von anderen Autoren herausgearbeitet werden können.[15]

---

[14] *Rohbeck* (1986) 127

Ich möchte zum Abschluß das Ergebnis der Modellübertragung von der Metapher auf das theoretische Modell noch einmal überblicksartig in einer aktualisierten Tabelle festhalten.

[16] "*Wenn man dieses Modell* (Rohbeck benutzt hier das Beispiel bürgerlicher Verträge, die in die philosophischen Vertragstheorien übertragen und dort universalisiert werden, rz) *dabei auch als Mittel der philosophischen Theoriebildung im Sinne geistiger Arbeit auffaßt, lassen sich Eigenschaften anwenden, die allen Arbeitsmitteln, in diesem Fall einem bestimmten Erkenntnis- und Denkmittel, eigen sind: Die Mittel enthalten immer mehr Möglichkeiten, als bei ihrer Entstehung antizipiert und bei ihrem anfänglichen Gebrauch realisiert werden.*" Rohbeck (1985) 39, vgl. auch (1986) 122.
Oder wie es Mary Hesse ausdrückt: "*If some theorist develops a theory in terms of a model, he does not regard it as a private language, but presents it as an ingredient of his theory. Neither can he, nor need he, make literally explicit all the associations of the model he is exploiting, other workers in the field »catch on« to its intended implications, indeed they sometimes find the theory unsatisfactory just because some implications which the model's originator did not investigate, or even think of, turn out to be empirically false. None of this would be possible unless use of the model were intersubjective part of the commonly understood theoretical language of science, not a private language of the individual theorist.*" Hesse (1966) 165.
Hesse betont an dieser Stelle auch die Parallele zwischen Metapher und Modell.

Tab. 2

METAPHER UND MODELL
Eigenschaften des Gesamtmodells

Gemeinsamkeiten	Metapher	Modell
Relationalität	(1) Metaphernthema	"Modellthema"
Übertragungsfigur	(2) Metaphernfokus als Filter	(2) Modell als Vorbild
Kontextbedingtheit Interpretation von Vorwissen abhängig	(3) Implikationssysteme (kulturell gegeben oder speziell produziert)	(7) Interpretationskonventionen
Ähnlichkeit als regulatives Prinzip	(6) Kreativitätsthese	(6)
Partialität der Übertragung	(7)	(5)
Asymmetrie und Intransivität	(9)	(8)
Mittelcharakter	(10)	(9)
Interaktionszusammenhang	(8) Interaktionstheorie	*/Vorform: (4) Modell als Einheit von Vorbild und Nachbild/*
Diachronischer Zusammenhang	(12) Stabilisierte ikonische Traditionen	Modellgeschichte
Synchronischer Zusammenhang	(13)	Theorie als Ensemble von Modellen

Ziffern weisen auf die Merkmalslisten im Text hin. Für die Metapher vgl. den vorhergehenden Abschnitt (2.5), für das Modell Abschnitt (1.1.).

(3.2) Übertragung und Verifikation

Die Verwandtschaft von Metapher und Modell ist enger als erwartet. Man kann beide als unterschiedliche Formen des Analogieschlusses bezeichnen, als verschiedenartige »Versuche, neuen Inhalt in alte Flaschen zu füllen«[16]. Aber gerade darin, wie in diesen beiden Formen mit der Analogie umgegangen wird, zeigt sich nun der Unterschied.

Man kann die Meinung vertreten, daß, während die Metapher mit lose assoziierten Gemeinplätzen auskomme, ein wissenschaftlich produktives Modell seinen Ausgang von einer komplexen und gut konstruierten Theorie nehmen müsse.[17] Man kann auch vermuten, daß erfolgreiche Modelle eine größere Anfangsidentität voraussetzen als die Metapher.[18] Der wichtigste Unterschied zwischen Modell und Metapher liegt aber im Verfahren der Übertragung selbst.

In der Unmöglichkeit, einige Merkmale der Metapher auf Modelle zu übertragen, hat sich das schon angedeutet. Die Modellübertragung ist ein reguliertes Verfahren, das aus zwei Phasen besteht: zunächst der eigentlichen Übertragung selbst, sodann einer mehr oder weniger methodisch geleiteten Verifikation.

Durch die Übertragung werden die kreativen Potentiale des Modells freigesetzt. Hieran erinnern jene Autoren, die immer wieder betonen, Modelle gehörten zur Logik der Entdeckung und nicht zu einer Logik der Beweisführung. Hieran knüpfen aber auch die Ressentiments gegen den Analogieschluß an. Denn als isolierter Vorgang betrachtet, scheint er alles zu bekräftigen. Schon immer ist aber auch betont worden, daß er unserem Erkenntnisprozeß den Weg weise und -mit Kants Worten- darin »nützlich und unentbehrlich zum Behuf der Erweiterung unsers Erfahrungserkenntnisses« sei, vor allem wenn man sich seiner mit »Behutsamkeit und Vorsicht«[19] bediene. So meint zwar auch Diderot, man könne »dem Physiker eine Vorsicht nicht oft genug empfehlen: nämlich mißtrauisch gegen Analogien zu sein...«[20], dennoch lehnt er das Verfahren nicht grundsätzlich ab.

So wird er zum Beispiel auch in seinen *»Gesprächen mit d'Alembert«* nach der Analogie gefragt. Diderot antwortet daraufhin, die Analogie sei selbst in den kompliziertesten Fällen »nur eine Regeldetri«. Wenn die Lanze eines gewöhnlichen Kriegers sechs Fuß lang sei, könne man dann auf die Lanze des Ajax schließen? »Wenn ich einen vierpfündigen Stein schleudern kann, müßte Diomedes einen Felsblock verrücken können. Die Schrittweiten der Götter und die Sprünge ihrer Pferde werden dem erdachten Verhältnis der Götter zum Menschen entsprechen.« Doch sei dies Verfahren recht unzuverlässig; in der Natur ließe sich diese Folgerung nicht immer ziehen. Wie sie sich nun zu diesem »nicht immer« stellen,

---

16 *Black* (1962) 238

17 *Black* (1962) 239

18 *Hesse* (1966) 161f. s.o. auch S. 138

19 *Kant*: »Logik«, A 208, in: *Kant* (1977) VI, 565

20 *Diderot:* »Gedanken zur Interpretation der Natur« LIII, in: *Diderot* (1984b) I, 461

unterscheide Literatur und Wissenschaft voneinander -und darin ist in gewisser Hinsicht durch Diderot das Verhältnis auch von Metapher und Modell vorweggenommen-: »Der Dichter kümmert sich wenig um dieses 'nicht immer' und ist darum doch nicht weniger wahr. Anders ist es bei dem Philosophen. Er muß die Natur nachträglich befragen, denn wenn sie ihm -wie dies oft geschieht- eine Erscheinung bietet, die von der von ihm vermuteten Erscheinung völlig verschieden ist, so erkennt er daraus, daß die Analogie ihn irregeführt hat.«[21]

Betrachtet man zunächst den ersten Schritt des Verfahrens, die eigentliche Modellübertragung selbst, so lassen sich zwei unterschiedliche Arten des Transfers identifizieren: ein »vertikaler« und ein »horizontaler«.
Bei der vertikalen Modellübertragung handelt es sich um eine Verallgemeinerung, so etwa wenn Norbert Elias in seiner schon mehrfach zitierten Studie über *»Etablierte und Außenseiter«* vorschlägt, die Strukturen und Interaktionen einer Gemeinde als Vorbild zu nutzen, um mit dessen Hilfe gesamtgesellschaftliche Prozesse zu interpretieren. Ein bekanntes und sehr wirkungsmächtiges Beispiel aus der Philosophie findet sich in den frühneuzeitlichen Vertragstheorien, etwa bei Thomas Hobbes. Verträge, wie sie zwischen einzelnen täglich abgeschlossen werden oder zumindest eine gewisse Rolle spielen, waren im bürgerlichen Leben dieser Zeit als Mittel zur Regulation bestimmter Prozesse gut bekannt. Hieran knüpft nun die Theorie an: »Was in der Lebenswelt nur zu einem Teilbereich gehört, wird in der Philosophie zum *Ganzen* erklärt. Hobbes universalisiert den nur vereinzelt erfahrenen Vertrag zum grundlegenden Modell seiner gesamten Gesellschafts- und Staatsphilosophie.«[22]
Als Beispiel neueren Datums könnte man Roland Barthes' Universalisierung der strukturalistischen Sprachwissenschaft zu einer allgemeinen Zeichentheorie nennen. In seinem programmatischen Buch *»Elemente der Semiologie«* heißt es, das semiologische Wissen müsse zunächst, da es selbst noch nicht theoretisch durchgebildet sei, auf eine Vorinformation zurückgreifen, um sich zu orientieren. Es könne daher »gegenwärtig nur eine Kopie des linguistischen Wissens sein.«[23]

---

[21] *Diderot* (1984b) I, 522

[22] *Rohbeck* (1985) 30ff, hier: 30, vgl. a. *Rohbeck* (1986) 122f.

[23] *Barthes* (1979) 11. Im weiteren heißt es dort ausdrücklich: *»Die ELEMENTE, die hier vorgestellt werden, haben keinen anderen Zweck, als der Linguistik analytische Begriffe zu entlehnen, von denen man* a priori *annimmt, daß sie allgemein genug sind, um es uns zu ermöglichen, die semiologische Forschung in Angriff zu nehmen. Daß wir sie hier versammeln, soll nicht heißen, daß sie im Verlauf der Untersuchung intakt bleiben werden, auch nicht, daß sich die Semiologie immer streng nach dem linguistischen Modell zu richten hat. Wir beschränken uns hier darauf, eine Terminologie vorzuschlagen und zu durchleuchten, in dem Wunsch, sie möge geeignet sein, in die heteroklite Masse der signifikanten Tatsachen eine erste (wenn auch vorläufige) Ordnung zu bringen: kurz, es handelt sich hier um ein Prinzip der Klassifizierung der Probleme.«*

Roland Barthes hatte nun bekanntlich für diese Modellübertragung seinerseits ein Vorbild: Claude Lévi-Strauss' Transfer der von Ferdinand de Saussure, Roman Jakobson und anderen entwickelten strukturalistischen Sprachtheorie auf die Anthropologie. Lévi-Strauss selbst kann als Beispiel für die zweite Form der Modellübertragung, die horizontale[24], herangezogen werden.[25]
Hierbei wird eine theoretische Struktur von einem Wissensgebiet in ein mehr oder weniger benachbartes übertragen. Für diese horizontale Übertragung erscheinen die Erfolgsaussichten auf den ersten Blick viel unsicherer - dies gilt um so mehr, je größer der Abstand zwischen Explanans und Explanandum wird.[26] Die Notwendigkeit, Korrelationsregeln aufzuzeigen, Bedingungen, die die Möglichkeit eines Transfers sichern, zu bestimmen, scheint in diesen Fällen immer deutlicher zu werden. In diesem Zusammenhang ist es bezeichnend, wie Lévi-Strauss sein Verfahren rechtfertigt. So schreibt er zum Beispiel im zweiten Kapitel seiner *»Strukturalen Anthropologie«*:

> Die Sprachwissenschaft nimmt im Gesamtzusammenhang der Sozialwissenschaften, zu denen sie unbestreitbar gehört, einen besonderen Platz ein: sie ist nicht eine Sozialwissenschaft wie die anderen, sondern diejenige, die bei weitem die größten Fortschritte erzielt hat; die einzige zweifellos, die den Namen Wissenschaft verdient, die gleichzeitig eine positive Methode formuliert hat und das Wesen der ihrer Analyse unterzogenen Tatsachen kennt. Diese bevorzugte Situation bringt einige Verpflichtungen mit sich: der Sprachwissenschaftler wird oft erleben, wie Forscher benachbarter, aber verschiedener Fachwissenschaften sich nach seinem Beispiel richten und seinen Weg zu gehen versuchen. (...) Vor zwanzig Jahren bereits schrieb Marcel Mauss: »Die Soziologie wäre ganz gewiß weiter, wenn sie überall nach dem Muster der Sprachwissenschaft vorgegangen wäre...« Die enge Verwandtschaft der Methoden dieser beiden Disziplinen legt ihnen eine besondere Pflicht zur Zusammenarbeit auf.[27]

Die Linguistik ist eine Sozialwissenschaft, sie ist wie die anderen, sie gehört »unbestreitbar« dazu, und gleichzeitig ist sie »nicht eine Sozialwissenschaft wie die anderen.« Weil sie *dazugehört*, weil es ohnehin eine »enge Verwandtschaft der Methoden« zwischen Sprachwissenschaft und Soziologie gibt, ist eine Modellübertragung legitim. Weil sie aber auch *ganz anders* ist, eine besondere Wissenschaft nämlich, »die einzige zweifellos, die den Namen Wissenschaft verdient«, ist solch ein Strukturtransfer sinnvoll, ja geradezu geboten.
Dieser Verweis auf die avancierte Stellung einer Wissenschaft in methodischer Hinsicht ist geradezu ein Topos von bedeutenden Modellübertragungen. Ganz ähn-

[24] Die Grenzen zwischen vertikaler und horizontaler Modellübertragung sind zugegebenermaßen zuweilen fließend. So könnte man Barthes' Übertragungen unter Umständen auch als horizontale verstehen.

[25] Vgl. Lévi-Strauss (1967). Lévi-Strauss war allerdings nicht der erste, der linguistische Theorien auf andere sozialwissenschaftliche Gebiete übertrug. Er verweist selbst auf Marcel Mauss und andere.

[26] Wobei natürlich »Abstand« oder »Verwandtschaft« zweier Wissensgebiete selbst durch theoretische Vorannahmen größeren Stils festgelegt sind.

[27] *Lévi-Strauss* (1967) 43

lich haben sich die Philosophen der frühen Neuzeit auf die Euklidsche Geometrie oder die Mechanik bezogen.

Kein Modell wird sich in seiner Totalität übertragen lassen. Irgendwann wird man an die Grenzen des Sinnvollen stoßen.[28] Aber auch das schon Übertragene muß sich bewähren. Im Gegensatz zum Dichter, so schrieb Diderot, müsse der Philosoph nachträglich die Natur befragen. Entsprechen ihre Erscheinungen den Erwartungen, die sein Modell ihm nahegelegt hat? Diese experimentelle Situation könnte man als *implizite Verifikation* bezeichnen. In diesem Sinne kann man eine Modellübertragung als gelungen betrachten, wenn sie die Elemente des Explanandum hinreichend und überzeugend organisiert, so daß sich für eine Menge empirischer Gegebenheiten eine aussagekräftige Theorie ergibt.
Nun wird man sich, vor allem bei philosophischen Modellen, die sich auf keinen empirisch eindeutig erfahrbaren Gegenstand beziehen, gegebenenfalls darüber streiten können, ob ein Vorbild zu solch überzeugenden Übertragungen fähig ist. Deshalb wäre es vorstellbar, daß bei besonders umstrittenen Modellen eine *explizite Verifikation* hinzugezogen wird. Das hieße dann, zusätzlich einige rationale Begründungen anzugeben, warum die dem Explanans entlehnten Strukturen sich auch für das Explanandum als besonders passend erweisen werden.

Unabhängig von den Möglichkeiten solcher Verifikationsverfahren, findet sich allerdings in der Geschichte philosophischer Problemzusammenhänge nicht selten die Situation, daß verschiedene Modelle nebeneinander bestehen, daß einige sogar selbst dann noch überleben, wenn ihr Erklärungsgehalt sich für viele Detailprobleme als unzureichend erwiesen hat. Hier mag ein Aspekt des Modells eine Rolle spielen, den man seine Anschaulichkeit oder seine konkrete Erfahrbarkeit nennen könnte. Und dieser Aspekt findet sich nicht nur bei gegenständlichen Modellen. Auch theoretische Modelle manifestieren sich nicht selten in materiellen Repräsentanten. So kann sich das mechanistische Weltbild zum Beispiel in jeder Maschine zeigen, und in der Tat dienten die ersten mechanischen Uhren weniger dazu, die Zeit anzuzeigen, als vielmehr ein bestimmtes Prinzip, das der Maschine, zu symbolisieren.

Selbst bei Modellen, für die sich keine oder in ihrer Bedeutung nur ganz untergeordnete gegenständliche Repräsentanten finden lassen, ist solch eine Ebene konkreter Erfahrbarkeit nicht zu unterschätzen. Das läßt sich noch einmal am Beispiel der Vertragstheorie erläutern. Weil das Ausgangsmodell tief in der alltäglichen Praxis wurzelt, ist es für jeden konkret erfahrbar und suggeriert eine besondere Plausibilität. Warum soll, was sich im Kleinen bewährt hat, im Großen nicht ebenso funktionieren? Kurz: Bei nicht wenigen Modellen liegt die Gefahr nahe, daß

[28] Vgl. etwa *Lévi-Strauss* (1967) 86, *Barthes* (1979) 11, 26.

der Erfolg des Ausgangsmodells in seinem eigenen Bereich auf das Gesamtmodell ausstrahlt, so daß schließlich das Explanans das Explanandum auch dann noch stützt, wenn dies längst nicht unwesentliche Probleme aufweist.

(3.3) Modell - Metapher - Gleichnis

Bei aller Anschaulichkeit ist das Modell jedoch nicht mit einem Bild -sei es ein Gemälde, ein Druck oder eine Photographie- zu verwechseln, auch dann nicht, wenn es allegorischer Natur ist.[29] Allegorien, meist dem theoretischen Werk vorangestellt, erscheinen gelegentlich in der Philosophie, wenn auch vorwiegend in bestimmten historischen Epochen. An ihnen erweist sich schnell die Grenze ihrer Erklärungskraft als Bild: Je komplexer sie werden, desto dringlicher wird eine sprachliche Erläuterung, desto umfangreicher wird diese zudem auch ausfallen müssen. Das zeigt sich sehr deutlich etwa an der Allegorie, die Giambattista Vico seiner *»Scienza Nuova«* vorangestellt hat (Abb. 11) und die er dort in einer ausgreifenden Erklärung selbst dem Leser vorstellt.[30]

Häufiger findet sich das sprachliche Pendant der bildlichen Allegorie: das Gleichnis.[31] Nachdem hier nicht nur das Verhältnis des Modells zur Metapher, sondern auch deren Beziehung zum Vergleich untersucht worden ist, muß daher abschließend noch kurz geklärt werden, wie sich das Modell vom Gleichnis oder seiner Keimzelle, dem Vergleich, unterscheidet.

Gegen die Metapher eint beide zunächst ein Merkmal: Sowohl das Modell als auch das Gleichnis drücken ihren Sinngehalt innerhalb eines festen Rahmens aus. Sie wollen erläutert werden. Ihre Elemente werden explizit auf das bezogen, wofür sie symbolisch oder modellhaft stehen. Auch das sprachliche Gleichnis verlangt -wie die bildliche Allegorie- eine Erläuterung, die meist länger ist als das Sinnbild selbst.

Während das Modell aber als Explanans dem Explanandum vorausgesetzt wird, ist das Gleichnis eine *rein didaktische* Darstellung. Es wird -oft extrem künstlich- konstruiert, um eine auf andere Weise gewonnene theoretische Struktur zu verdeutlichen. Schon an einem frühen, dem vielleicht auch berühmtesten Gleichnis der Philosophiegeschichte, tritt das klar hervor: Platons Höhlengleichnis greift nicht auf eine alltäglich erfahrbare Gegebenheit oder eine zumindest unter bestimmten Bedingungen doch erprobte Situation zurück. Der Autor erläutert uns seine erkenntnistheoretischen Thesen mit Hilfe eines durch und durch inszenierten Arrangements. Da sind einige Troglodyten von Kindheit an dermaßen rigide in ihren Behausungen festgezurrt, daß sie ihre Gesichter nicht einmal zum Ausgang der Höhle hinwenden können. Hinter ihrem Rücken ist eine Mauer aufgebaut, über der einige Gegenstände vorbeigetragen werden. Zudem wird ein künstliches Feuer nötig, das die Szenerie beleuchtet und die Schattenrisse der bewegten Objekte auf die vor den Höhlenbewohnern gelegene Wand projiziert. Wie jene nun nur diese undeutlichen Abbilder wahrnehmen können, so ergeht es uns normalen Menschen

---

[29] Vgl. dazu ausführlicher *Rohbeck* (1986), *Zill* (1992)

[30] *Vico* (1744) und (1965) 43ff. Vgl a. hier S. 70.

[31] Ich sehe hier ab von der Allegorie als rhetorischer Figur, vgl. dazu hier Abschnitt (2.4).

bei Platon mit der Erkenntnis insgesamt, insbesondere mit der Idee der Gerechtigkeit.[32]

An dieser ursprünglichen Künstlichkeit ändert auch der Umstand nichts, daß Platons Gleichnis durch die knapp zweieinhalb Jahrtausende später einsetzende Medienentwicklung eine unerwartete Aktualität gewonnen hat. *»In Platos Höhle«* nennt Susan Sontag etwa eines ihrer Essays über die Photographie.[33] Vor allem natürlich durch das Kino ist dem Höhlengleichnis nachträglich ein Modell zugewachsen.

Daran zeigt sich, daß die Grenzen zwischen Modell und Gleichnis nicht immer klar zu ziehen sind. Gerade in der historischen Entwicklung kann sich, was in der einen Form aufgetreten ist, in die andere transformieren. Häufig sinkt vor allem ein zunächst präzise gefaßtes Modell zum bloßen Gleichnis ab. So ergeht es zum Beispiel dem Modell der Mechanik, das in gewisser Weise an seinem Erfolg verendet ist. Im 18. Jahrhundert wird es -auch in metaphorischer Form- so inflatorisch gebraucht, daß seine ursprüngliche Erklärungsleistung fast gänzlich verblaßt.

Aber auch ohne solche Erfolgsgeschichte wird man an einzelnen Beispielen gelegentlich schwer entscheiden können, welche Form konkret vorliegt oder ob vielleicht sogar eine Mischung aus Modellhaftem und Metaphorischem oder Modell und Gleichnis denkbar wäre, eine Verbindung, bei der dann ebenso schwierig festzuhalten wäre, ob das eine oder das andere im vorliegenden Fall überwiegt.

In philosophischen Theoriegebäuden finden sich immer alle drei Elemente: bewußt konstruierende Modelle, nachträglich einen Sachverhalt verdeutlichende Gleichnisse und jene Hintergrundmetaphorik, die einen Text zusammenhält und Plausibilität zu geben versucht, ohne daß sie die Stringenz eines Modells erreichen könnte.

Dies alles läßt sich aber nur an konkreten Beispielen näher bestimmen, Beispielen, die aus der Geschichte der Affekttheorie genommen werden sollen. Der Schwerpunkt liegt dabei auf den Modellen, die die einzelnen Ansätze konstituieren. Damit ist auch angedeutet, wie eine Forderung, deren Erfüllung noch aussteht, eingelöst werden soll. Denn zu jeder Modellübertragung gehört eine -implizite oder explizite- Verifikation. Der komplexere Modellbegriff, der in diesem Abschnitt zu entwickeln versucht wurde, ist selbst Ergebnis einer Modellübertragung gewesen. Ob die dabei von der Metapher importierten Elemente zu Recht auf das Modell angewendet werden können, soll sich daher am konkreten Material zeigen

Wenn im folgenden die bisherigen Überlegungen für eine Modellgeschichte philosophischer Affekttheorien fruchtbar gemacht werden sollen, wird daher im einzelnen zu fragen sein: Nach welchen Modellen hat man das emotionale Seelenleben des Menschen zu denken versucht? Wie konstituieren sich dabei die beiden Sphären der Übertragung: das Explanandum und sein Explanans? Gibt es zwischen

[32] *Pol.* 514 Aff. Das Höhlengleichnis insgesamt ist in sich sehr komplex. So ist es u.a. auch mit einem geometrischen Modell verbunden.

[33] Vgl. *Sontag* (1980).

ihnen eine Interaktion im starken Sinne? In welchem Verhältnis stehen die resultierenden Gesamtmodelle zueinander?
Darüber hinaus: Wann zeigen sich diese Affektkonzeptionen in bloßen Gleichnissen? Und schließlich: Wie sind die einzelnen Modelle in die Gesamttheorien eingebunden? Gerade diese letzte Frage wird gelegentlich weit von den eigentlichen Modellen abführen. Dennoch wird die genaue Untersuchung dieser theoretischen Einbindungen unvermeidlich sein, gerade auch um die Relevanz einzelner Modelle und ihrer Geschichte einschätzen zu können.